

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XI. Jahrg.

Düsseldorf, September 1931

Heft 9

Falsche Maßnahmen?

Von Ernst Poensgen,

Erster stellvertretender Vorsitzender des Vorstandes der Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft.

Die deutsche Wirtschaft steht zur Zeit mitten im Kreuzfeuer unsachlicher und ungerechtfertigter Angriffe. Zweierlei glaubt man vor allem der Schwerindustrie vorwerfen zu können: Überfaktionalisierung und Überproduktion, verbunden mit Fehlinvestitionen, auf der einen und Fehlpositionen bei der Erzbeschaffung auf der anderen Seite. Wie verhält es sich damit?

Zunächst die Frage der Rationalisierung und Überkapazität!

Es ist eine bewußte Irrführung, zu behaupten, das deutsche Unternehmertum habe in der Nachkriegszeit amerikanische Rationalisierungsmethoden „planlos“ nach Deutschland übertragen und dadurch eine volkswirtschaftlich bedenkliche Übersteigerung der industriellen Leistungsfähigkeit sowie erhebliche Kapitalfehlleitungen bewirkt. Richtig ist das Gegenteil! So hat Herr Dr. Vogler bereits im November 1925 in der Öffentlichkeit erklärt, daß „nichts verfehlter sei, als amerikanische Verhältnisse automatisch auf den deutschen Markt übertragen zu wollen. Zur Massenerzeugung gehöre Massenabsatz!“

Was waren denn die Ursachen, die unsere Rationalisierungsmaßnahmen und Investitionen in erster Linie bestimmten? Neben der Notwendigkeit, die Betriebseinrichtungen der fortschreitenden technischen Entwicklung anzupassen, haben — und das muß einmal mit allem Nachdruck

gesagt werden — vor allem die ständigen sozial- und lohnpolitischen Eingriffe Tempo und Ausmaß der Rationalisierung entscheidend beeinflusst.

Schon zu einer Zeit, als die Folgen der Inflation noch nicht überwunden waren und Deutschland zugleich steigende Kriegslasten zu tragen hatte, wurde durch Verordnung des Reichsarbeitsministeriums vom 20. Januar 1925 die Arbeitszeit an den Hochofen und Kokereien auf die Achtstundenschicht eingestellt. Durch erhebliche Vergrößerung der Hochofen und Kokereien haben die Werke diese Belastung auszugleichen versucht, mit dem Ziel, eine noch weitere Erhöhung des Lohnanteils je Produktionseinheit infolge der notwendigen Mehreinstellungen zu verhindern. Einige Zeit darauf — am 16. Juli 1927 — erschien eine weitere Verordnung über die Verkürzung der Arbeitszeit in der Großeisenindustrie. Sie sollte auf der ganzen Linie den Zweischichtenbetrieb durch die dreigeteilte Schicht ersetzen und mußte trotz unseres Widerspruchs in großem Umfang durchgeführt werden. Es ist gerade heute angebracht, die Eingabe nachzulesen, welche die deutschen Hüttenwerke in dieser Frage am 26. Oktober 1927 an den damaligen Reichsarbeitsminister ge-

Wer hat recht behalten?

„... Ich glaube, es ist kein großes Kunststück, sich auszurechnen, wann diese Verschuldung ihr natürliches Ende erreicht hat. Dann tritt der zweite Prozeß ein: der Ausverkauf der wirtschaftlichen Substanz. Auch dieser Prozeß wird eines Tages aufhören; dann kommt die Revision, an die auch ich glaube, aber nicht, weil sie in den Paragraphen des Youngplans verankert ist, sondern weil Deutschland zu einem Krisenzentrum geworden ist, was auch der Ausbeutepolitik des brutalsten Gläubigers Einhalt gebieten wird. Wieweit wir dann noch eine Privatwirtschaft haben, wieweit wir dann noch eine nationale Wirtschaft haben, das ist eine andere Frage.“

Aus einer Rede Generaldirektor Dr. Vöglers am 8. Juli 1929.

*

„Wir werden während der ersten Jahre weit über fünf Milliarden sparen, die Reichsregierung rechnet mit sechs Milliarden. Diese Erleichterung kann wenigstens teilweise verwendet werden zur Senkung von Einkommensteuern, Realsteuern und zur Beseitigung der Rentenbankzinsen.“

Aus einer Rundfunkrede des badischen Ministerpräsidenten Schmitt über den Youngplan am 16. Oktober 1929.

*

„Die Reparationen sollen um erhebliche Jahresbeträge herabgesetzt werden, die dem Wiederaufstieg der deutschen Wirtschaft zugute kommen werden.“

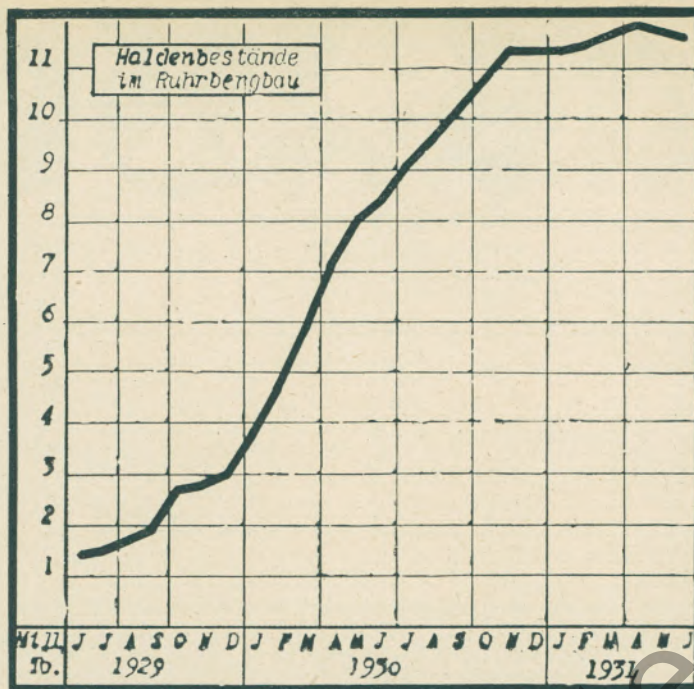
Aus einem Aufruf der preussischen Minister und der Staatsregierung zum Youngplan am 15. Oktober 1929.

richtet haben. Ich will ihren Inhalt kurz andeuten.

Wir erklärten, daß, wenn die Verordnung ohne schwere Schädigung durchgeführt werden solle, weitgehende technische

Die großen Haldenbestände im Ruhrbergbau.

Wohl kaum ein Glied der deutschen Wirtschaft hat unter der herrschenden Krise so gelitten und noch so zu leiden wie der Kohlenbergbau und namentlich der Bergbau an der Ruhr. Während im ganzen Deutschen Reiche die Kohlenförderung von 73,3 Mill. t im ersten Halbjahr 1930 auf 60,3 Mill. t im ersten Halbjahr 1931, also um 13 Mill. t zurückgegangen ist, sank die Förderung im Ruhrbergbau allein von 56 Mill. t auf 44 Mill. t, also um 12 Mill. t, wobei gleichzeitig die Belegschaft von rund 336 000 im Juni 1930 auf rund 252 000 Mann im Juni 1931 vermindert werden mußte. Daneben mußten im ersten Halbjahr 1931 noch 4,7 (i. B. 4,9) Millionen Feiertage im Ruhrbergbau eingelegt werden. Die arbeitstägliche



Förderung ging von 374 400 t im ersten Halbjahr 1930 auf 296 300 t im ersten Halbjahr 1931 zurück. Der Rückgang des Kohlenverbrauchs im Inlande und die durch verstärkte Konkurrenz der mit wesentlich niedrigeren Gesteigungskosten arbeitenden ausländischen Kohlenreviere erheblich verringerte Ausfuhr hatten ein außerordentlich starkes Anwachsen der Haldenbestände im Ruhrbergbau zur Folge. Während im Juni 1929 an der Ruhr insgesamt nur 1,36 Mill. t lagerten, sind die Vorräte fast ununterbrochen bis auf 11,66 Mill. t angewachsen, d. h. also, daß weit mehr als eine Monatsförderung sämtlicher deutschen Steinkohlenreviere (im Juni betrug die deutsche Steinkohlenförderung insgesamt 9,5 Mill. t) auf Absatz warten. Diese gewaltigen Kohlenmengen repräsentieren einen Wert von etwa 200 Mill. RM.

*

Umgestaltungen in drei Bauperioden durchgeführt werden mußten, und zwar in der ersten Periode die Umgestaltung der Stahlwerke, in der zweiten Periode die der Walzwerke und in der dritten die der anschließenden Anlagen. Die Eisenindustrie hoffte mit Hilfe dieser weiteren Mechanisierung zunächst bei den Stahlwerken durch Vergrößerung der Thomasbirnen und Siemens-Martin-Öfen die Produktionsweise den veränderten Verhältnissen anpassen zu können. Die Durchführung des Problems erforderte aber große Geldmittel, was besonders auch bedenklicherscheine angesichts der schon bestehenden kurzfristigen Verbindlichkeiten.

Von den führenden Persönlichkeiten der anderen Seite ist uns in den damaligen Verhandlungen immer wieder entgegengehalten worden, man verkenne diese Schwierigkeiten nicht, vertraue aber auf unsere Intelligenz. Wir würden mit Hilfe dieser Intelligenz und durch Investierung erheblicher weiterer Kapitalien in kürzester Zeit die durch die Beschränkung der Arbeitszeit entstehenden Mehrkosten aus dem Betriebe wieder herauswirtschaften. So hat noch im Herbst 1928 der Reichsarbeitsminister Wissel anlässlich der Verbindlichkeitserklärung des Lohnschiedspruches vom 26. Oktober 1928 darauf hingewiesen, daß die Arbeitgeber nun allmählich die Früchte der im Jahre 1927 allenthalben durchgeführten und auf die neue Arbeitszeitverkürzung zurückzuführenden Rationalisierung der Hüttenwerke ernten könnten, eine Prophezeiung, die wir schon damals in unserer Stellungnahme zu diesem Spruch als völlig haltlos bezeichneten.

Zu den damals strittigen Fragen habe ich in einem Aufsatz in der „Frankfurter Zeitung“ vom 29. November 1927 Stellung genommen und dabei folgendes bemerkt: „Wir sind der Meinung, daß es auch für die Arbeiterschaft besser ist, die Entwicklung nicht zu überstürzen, um unerwünschte Rückschläge zu vermeiden.“

Unsere Warnungen waren vergeblich. Man zwang uns, durch überstürzte, mit außerordentlichen Kapitalaufwendungen verbundene

Rationalisierungsmaßnahmen zu immer neuen Investitionen, um damit den Druck und die Auswirkungen einer irregeleiteten Sozialpolitik auszugleichen. Geradezu widersinnig wirkt es deshalb, wenn drei Jahre später Gewerkschaften und gewisse Kommissionen glauben feststellen zu können, daß die Eisenindustrie durch Überschätzung der Absatzmöglichkeiten aus „Großmannsucht“ und „Quoten-hunger“ ihre Erzeugungsfähigkeit weit über den Bedarf gesteigert und bedeutende Kapitalien fehlinvestiert habe.

Angesichts der neuerlichen Angriffe auf das Unternehmertum halte ich es für meine Pflicht, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf diesen unüberbrückbaren Widerspruch zwischen den früheren Forderungen und den heutigen Vorwürfen der gleichen Kreise zu lenken. Das deutsche Unternehmertum lehnt es entschieden ab, Sündenbock für die Fehler anderer Leute zu sein. Will man die Ursachen unserer Wirtschaftsnot aufzeigen, dann muß man die Schuld bei denen suchen, die ungeachtet aller Warnungen durch immer neue Forderungen nach Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkür-

Wer hat recht behalten?

„Es versteht sich von selbst, daß gerade die notleidenden Schichten einen Anspruch darauf haben, aus diesen durch den Youngplan eingesparten Millionen gewisse Erleichterungen in ihrer schweren Wirtschaftslage zu erhalten.“

Aus einer Rundfunkrede des damaligen Reichsinnenministers Severing am 9. Oktober 1929.

*

„Wir sind uns darüber klar, daß auf die Dauer nur durch Einstellung der Tributzahlungen aus dem Youngplan und schärfste Drosselung der öffentlichen Ausgaben eine wirkliche Gesundung herbeigeführt werden kann ... Nur so kann es uns gelingen, den heute noch Beschäftigten ihre Arbeitsstätten zu erhalten und die Beschäftigungslosen wieder in den Arbeitsprozeß einzuschalten.“

Aus einem Anschlag der Bergbau-Hauptverwaltung der „Vereinigte Stahlwerke A.-G.“ vom 1. Januar 1931 anlässlich der Lohnverhandlungen im Ruhrbergbau.

Zeche Prinzregent.



Holzchnitt
von
Robert Goetzke.

zungen eine überstürzte Nationalisierung erzwungen haben. Es ist eine Entstellung der Tatsachen, zu behaupten, die deutsche Schwerindustrie habe sich zu einer Überschätzung der gegebenen Absatzmöglichkeiten verleiten lassen. Vergleicht man nämlich die Rohstahlgewinnung der Welt in der Nach-

kriegszeit mit der deutschen Rohstahlerzeugung, so steht einer ununterbrochenen Steigerung der Weltproduktion bis 1929 um fast zwei Drittel ihres Vorkriegsstandes eine Vermehrung der deutschen Stahlgewinnung in den besten Jahren 1927 und 1929 nur um rund ein Drittel, bezogen auf das neue Zollgebiet, gegenüber. Mit einer Gesamt-erzeugung von etwas über 16 Millionen Tonnen blieb die deutsche Produktion in diesen Jahren aber immer noch weit hinter dem tatsächlichen Friedensstand von 18,9 Millionen Tonnen im alten Zollgebiet und hinter der Produktionssteigerung aller übrigen großen Industriestaaten mit Ausnahme Englands — und zwar zum Teil sehr wesentlich — zurück.

Man hätte annehmen sollen, daß gerade in Deutschland der durch die Kriegszeit jahrelang zurückgehaltene Bedarf nach dem Kriege eine starke Verbrauchszunahme und damit verbundene Erhöhung der Stahlgewinnung bewirken würde. War doch schon nach den Erfahrungen früherer Zeiten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt durchschnittlich mit einer Verdoppelung des Eisenverbrauchs zu rechnen. Wohl stieg in Frankreich und

Belgien der Eisenverbrauch bis 1929 um 71 bzw. 42 Prozent gegenüber 1913, und die Vereinigten Staaten erreichten im gleichen Jahr sogar eine Verbrauchsziffer von 517,8 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung. Deutschland jedoch brachte es trotz des großen Bedarfs in der Landwirtschaft, im

Verkehrswesen und in der Bauwirtschaft bis 1927 nur auf einen Kopfanteil von 280,3 Kilogramm, ein Zeichen außerordentlicher Schwäche des deutschen Marktes wie überhaupt der krisenhaften Verhältnisse, von denen Deutschland nach dem Kriege niemals völlig frei war.

Dementsprechend hält sich auch die Leistungsfähigkeit der deutschen Eisenindustrie nur auf einem Stand, der dem Durchschnitt des in den Jahren 1927/29 annähernd erreichten Vorkriegsverbrauchs unserer Bevölkerung an Eisen angepaßt ist. Sie reicht damit aber für

eine spätere Bedarfssteigerung, die man auf die Dauer sicher auch für Deutschland in Rechnung stellen muß, keineswegs aus. Denn wenn schon in einer Zeit sehr geringen Verbrauchs die Werke ebenso ausgenutzt sind wie gleichartige Unternehmungen anderer Länder mit hohem Konsum, bleibt für eine steigende Nachfrage kein Spielraum mehr. Wie vorstehende Zahlenreihe zeigt, lag nämlich der Ausnutzungsgrad der deutschen Hüttenwerke trotz des vergleichsweise geringeren Inlandsbedarfs selbst in den Krisen Jahren 1930/31 höher als der der amerikanischen Stahlindustrie, ohne daß die Ausfuhr

Ausnutzung der Rohstahlkapazität in Deutschland und den Vereinigten Staaten.

Zeitraum	Produktion einschl. Schweißstahl 1000 t	Kapazität ¹⁾ einschl. Schweißstahl 1000 t	Ausnutzung in %
Deutschland ⁴⁾			
1913	19 148	22 770	100
1930	11 539	17 800	77,1
Januar bis Juni 1931 .	4 617	8 900	61,7
Vereinigte Staaten			
1913	31 803	39 689 ²⁾	100
1930	41 353	70 087 ²⁾	73,7
Januar bis Juni 1931 .	15 503 ³⁾	31 770 ³⁾	61,0

¹⁾ Nach Angaben des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller.

²⁾ Nach American Iron and Steel Institute.

³⁾ Ohne Stahlformguß, Ziegel- und Elektrostaht.

⁴⁾ Jeweiliges Zollgebiet.

nennenswert gestiegen wäre. Es ergibt sich zugleich eine interessante Übereinstimmung in der Kapazitätsentwicklung beider Länder dahingehend, daß der Rückgang der Kapazitätsausnutzung gegenüber 1913 im gegenwärtigen Zeitpunkt der Krise hüten wie drüben ungefähr der gleiche ist. Bedarf es noch weiterer Feststellungen, um zu zeigen, wie fehlgehend die Frage des Ausnutzungsgrades der Kapazität der deutschen Stahlwerke in der Öffentlichkeit häufig beurteilt worden ist?

Ähnlich wie in der Eisenindustrie liegen die Dinge bei der Kohle. Neben dem Ausbau der Wasserkräfte, der Entwicklung der Dfseuerung und der Erweiterung der Braunkohlenindustrie hat die Kostengestaltung die Wettbewerbsfähigkeit der Ruhrzechen außerordentlich verschlechtert. Mit ihren billigen Kohlen überschwemmen heute Holland, Polen und England den deutschen Markt. Nach Süddeutschland wurden im letzten Jahr allein aus Holland 1 Million Tonnen eingeführt; dazu kamen 620 000 Tonnen englische Kohle. Vor dem Kriege machte die gesamte Kohleneinfuhr über den Rhein nach Süddeutschland kaum 300 000 Tonnen aus. Die vermehrte Zufuhr holländischer und englischer Kohle geht fast ausschließlich auf Kosten des Ruhrbergbaues. Kein Industriezweig ist mit Steuern und sozialen Abgaben so belastet wie der Steinkohlenbergbau. Zum Ausgleich dieses Kostenvorsprungs des Auslandes wurde der Ruhrbergbau zu einer immer weitergehenden Zusammenfassung der Förderung auf wenigen großen Schachtanlagen gezwungen, eine Entwicklung, die im Verlauf der letzten 12 Jahre zur Stilllegung von 113 Ruhrzechen geführt hat. Wie katastrophal die Verhältnisse im Revier noch in letzter Zeit sich gestaltet haben, ist daraus ersichtlich, daß in den Monaten April und Mai dieses Jahres gegenüber 1926/27 die holländischen Zechen zu 130 Prozent, die englischen und belgischen zu 100 und die französischen Gruben zu 95 Prozent beschäftigt waren, der Ruhrbergbau dagegen nur noch zu 69 Prozent. Eine Besserung vermag ich nicht abzusehen, solange auch hier keine durchgreifende Entlastung der Produktion nach der steuerlichen und Lohnseite erfolgt.

Nun zu dem zweiten Hauptangriffspunkt, der Erzbeschaffung. Wie war die Lage vor dem Kriege? Schon damals war die deutsche Eisenindustrie bei dem Bezug ihrer Erze zu einem Teil auf Auslandslieferungen angewiesen. Tonnenmäßig wurden etwa 36, dem Eisengehalt nach schätzungsweise etwa 45 Prozent des gesamten deutschen Eisenerzbedarfs im Auslande gedeckt. Im Inland stand vor allem die lothringische Minette zur Verfügung, die sich wegen ihres hohen Phosphorgehaltes besonders für die Verhüttung nach dem bei uns angewandten Thomasverfahren eignet. Infolge des Verlustes ihrer lothringischen Gruben sind die deutschen Hüttenwerke jetzt nahezu völlig vom Ausland abhängig. Die Gesamtversorgung Deutschlands mit Auslandserzen machte im Jahre 1930 tonnenmäßig rund 75, dem Eisengehalt nach schätzungsweise etwa 83 Prozent aus.

Dieser Abhängigkeit im Erzbezug vom Ausland muß die deutsche Eisenindustrie bei ihren Käufen Rechnung tragen. Selbst unter den stetigeren Verhältnissen der Vorkriegszeit haben alle deutschen Hüttenwerke langfristige Abschlüsse auf ein oder zwei Jahrzehnte tätigen müssen. Bei den besonders gelagerten Verhältnissen des Erzbergbaues mit seinen hohen Investitionskosten, den schwierigen Transportbedingungen und den ungünstigen Arbeiterverhältnissen ist die Langfristigkeit der Verträge eine Vorbedingung, ohne die der Abnehmer keinen die Stetigkeit der Erzversorgung gewährleistenden Lieferanten finden würde. Da die langfristigen Vertragsmengen von jeher nur einen kleineren Teil des gesamten deutschen Erzbedarfs gedeckt haben und auch heute noch decken, sind die Werke außerdem auf Zukäufe angewiesen, die auf kurzfristiger Basis von zwei bis drei Jahren getätigt werden.

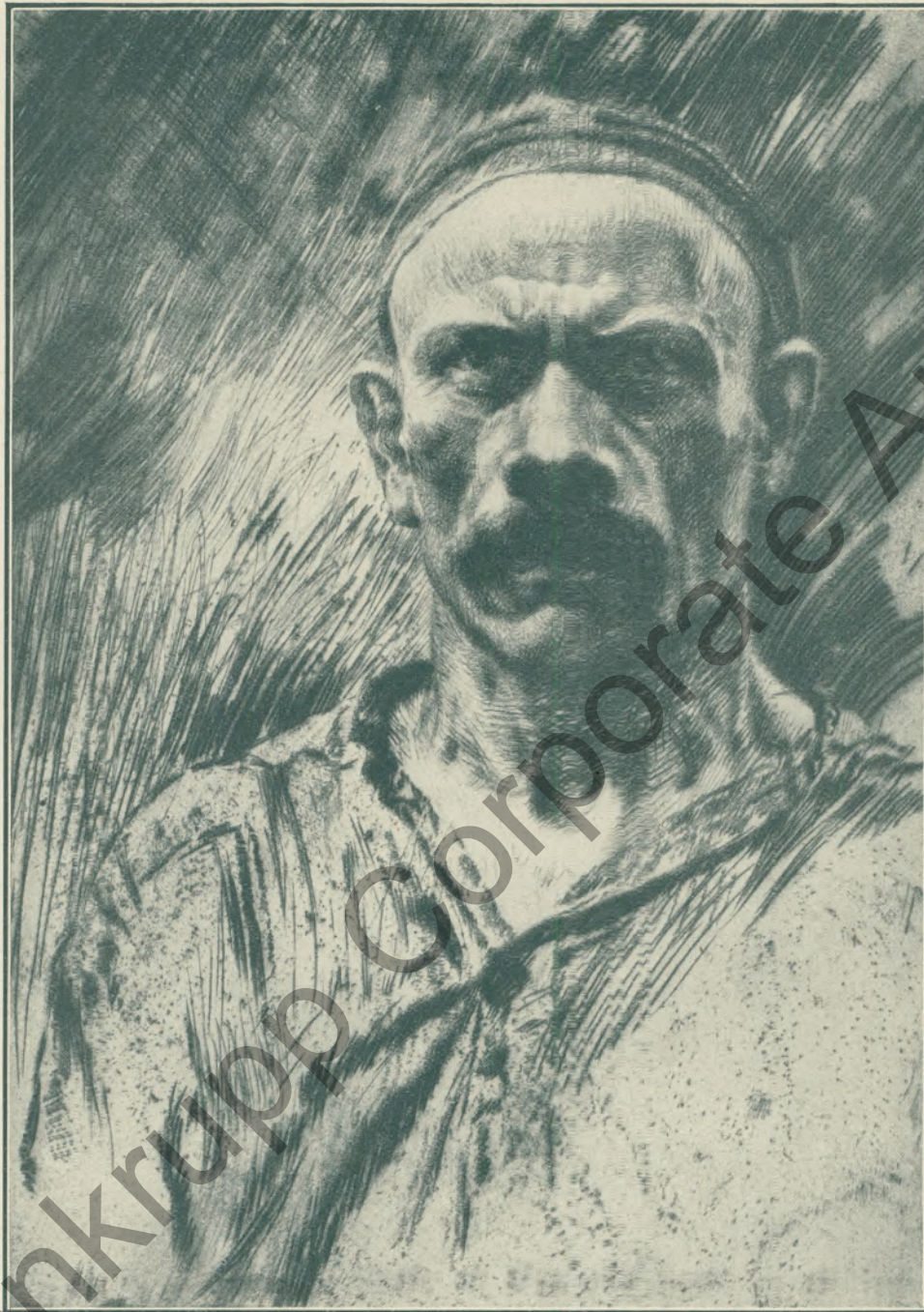
Wie irreführend die Behauptung ist, die langfristigen, zu Festpreisen abgeschlossenen Lieferungsverträge mit Schweden

hätten die Schwierigkeiten der deutschen Eisenindustrie zur Hauptsache verursacht, ist daraus zu ersehen, daß die heute noch auf alte Verträge laufenden Schwedenerzermengen noch nicht einmal ein Viertel des gesamten Erzbedarfs der rheinisch-westfälischen Hütten im Jahre 1927 ausmachen. Durch besondere Lieferklauseln hat man die langfristigen Bezüge beweglich gestaltet, so daß bei einem Konjunkturrückgang gewisse Einschränkungsöglichkeiten hinsichtlich der Abnahme vorgesehen sind.

Wie jedes kaufmännische Geschäft seine zwei Seiten hat und ein konjunktureller Niedergang alle vorsichtigen Berechnungen ändern kann, so hat sich auch die Erzbeschaffung der großen deutschen Hüttenwerke dem Einfluß der Weltkrise nicht entziehen können. Bestand zur Zeit der Mengenkonjunktur der Jahre 1928/29 die Gefahr drohender Erzknappheit, verbunden mit starken Preissteigerungen, der die Werke nur durch langfristige Eindeckung zu begegnen vermochten, so war es selbstverständlich, daß bei einer Krise in dem heutigen Umfang die damals abgeschlossenen kurzfristig laufenden Kaufsmengen nicht voll verwertet, sondern zu einem großen Teil vorläufig auf Lager gelegt werden mußten.

Die mit dem neuen Jahre beginnenden neuen langfristigen Schwedenabschlüsse können den deutschen Erzbedarf bei weitem nicht decken und würden selbst bei Fortdauer der heutigen Krise für die Jahre 1933 bis 1937 nur knapp ein Drittel und für die Zeit von 1938 bis 1942 sogar nur ein Fünftel des erforderlichen Erzbedarfes Deutschlands sicherstellen. Dabei ist die deutsche Eisenindustrie auch von der Preisseite aus durch eine gleitende Preisskala vor unvorhergesehenen Preisschwankungen einigermaßen geschützt. Im übrigen ist es ein Unding, die Preisfrage nach den heutigen völlig anomalen Verhältnissen beurteilen zu wollen, da infolge fehlender Nachfrage eine regelrechte Preisbildung zur Zeit überhaupt nicht zustandekommen kann und im Falle anziehenden Bedarfs sofort erhebliche Preissteigerungen zu erwarten wären.

Ich möchte im Gesamtinteresse der deutschen Wirtschaft wünschen, daß diese aus der Praxis heraus kommenden Ausführungen mit zur Klärung des Sachverhaltes beitragen. Denn im Grunde genommen liegen die Dinge in der gesamten deutschen Wirtschaft ähnlich wie in der Schwerindustrie. Wir haben für mehr als drei Millionen Menschen Arbeitsplätze in der deutschen Industrie vorbereitet, die gegenwärtig leerstehen. Ebensoviele industrielle arbeitswillige und qualifizierte Arbeitskräfte sind aus dem Produktionsprozeß ausgeschieden und warten nun schon Jahre auf Beschäftigung und Verdienst. Trotz bester technischer und organisatorischer Einrichtungen, die von den deutschen Unternehmern unter erheblichem Kostenaufwand getroffen wurden, war es infolge der steuerlichen und sozialpolitischen Überlastung unserer Unternehmungen wie des jahrelangen Kapitalentzugs durch die Tributverpflichtungen bisher nicht möglich, die freigewordenen Arbeitskräfte in die Produktion wieder aufzunehmen. Es ist die dringendste Aufgabe der deutschen Wirtschaftsführung, diese arbeitslosen Menschen baldigst wieder in die Betriebe zurückzuführen. Wenn heute der Wirtschaft vorgeworfen wird, sie habe durch überseignete Rationalisierungsmaßnahmen eine künstliche Überkapazität geschaffen, so stelle ich demgegenüber fest, daß es keine Kapazitätsfrage in der deutschen Schwerindustrie wie wahrscheinlich auch in der gesamten Wirtschaft unseres Landes geben würde, wenn sich Arbeitgeber, Arbeitnehmer und die verantwortlichen Regierungsstellen zusammenfänden, um in gegenseitigem Einvernehmen die zur Überwindung der deutschen Wirtschaftskrise erforderlichen Maßnahmen zu treffen und dafür zu sorgen, daß die übermäßigen Belastungen von unserer Produktion genommen werden; denn die deutsche Wirtschaftskrise ist und bleibt eine Selbstkostenkrise.



Eisengießer.

Radierung von Hanns Anfer

Baustelle „Deutschland“.

Von Ernst Jünger.

Wie wird in den Zeitungen gemault, wie wird spektakulär über „die anderen“, wie sie schuld seien an Deutschlands Not! Nein: Deutschlands Not kommt nicht von „den anderen“, den politisch Andersdenkenden, sondern überall dort, wo wir, jeder einzelne, versagen! Nirgends sonst!

Da ist einer von uns, du, nein ich, der versäumt eine Aufgabe, die gerade eben zu lösen wäre; eine Schulaufgabe, einen Botenauftrag, Kohlen aus dem Keller zu holen, einer Frau den Vortritt in die Elektrische zu lassen: da wird Deutschland zerstört!

Oder: die Schulklasse hat gemeinsame Abende. Jener will die Geige nicht mitbringen, weil es unbequem ist, dieser das Buch nicht führen, weil es Arbeit macht, jener läuft an diesem Abend in das Kino, weil es interessanter ist: so wird Deutschland zerstört!

Dort gehört einer einer Partei an oder steht ihr nahe. Er schwört auf sie, ist begeistert von ihren Zielen, liest alle Zeitungen, und alle Andersdenkenden sind ihm nichts als Verräter und große Dummköpfe. Aber wißt ihr, der Kerl ist in seiner Schreibstube bummelig und kommt jeden Morgen fünf Minuten zu spät, weil er nicht aus der Klappe kommt: laßt ihn unter tausend Fahnen marschieren, er verrät und zerstört Deutschland doch!

Da sind in der Oberrealschule und im Gymnasium eine Serie Sekundaner. Sie halten große Volksreden über den Youngplan und die Sowjetwirtschaft, über Korruption und Verräterei und Gott weiß was noch. Aber wißt ihr, diese begeisterten Jungen vergessen ganz, ihre Schulaufgaben richtig zu lösen, weil sie zu bequem sind, sich auf ihren Hosensboden zu kleben und den Ringkampf mit den Schwierigkeiten der Rechenaufgaben auszutragen. Hier wird Deutschland zerstört, nicht bei oder durch „die anderen“!

Dort drüben läuft ein alter Mann hinter seinem Handwagen; der Berg ist steil, der Mann keucht und keucht und kommt nicht hinauf. Da läuft gerade der Heinz Schneidig vorbei, in die Funktionärerversammlung im „Schwarzen Anker“. Er sieht den alten Mann in der Last seiner Jahre, aber er geht nicht zu ihm, denn: „was werden die Leute denken!“ —: Verrat an Deutschland, auch wenn nachher sein drittes Wort Deutschland ist!

Die Mutter steht gerade an der Waschbütte, es sind sogar Friseurs Hemden — am nächsten Sonntag braucht er unbedingt eines, weil Versammlung ist —; die Kohlen sind alle, und er holt sie nicht aus dem Keller, weil er in den politischen Schülerzirkel muß: laß ihn laufen und von Vaterland und Revolution, von neuer Zeit und deutscher Herrlichkeit reden, es ist alles Geschwätz: durch sein Handeln zerstört er Deutschland!

Begeisterung ist herrlich, aber führt sie einer nur im Munde, laßt ihn gehen! Er ist ein bloßer Schwätzer, nichts weiter. Das geht alles in den Wind, und Deutschland bleibt, was es ist: ein armes, zerrüttetes, von Gram und Not zerrufenes Land. Nicht, weil „die anderen“ alles falsch machen, nein, weil der Mut und die Kraft bei ihm selber nur zum Reden langen, deswegen. Laßt ihn in den Reichstag

* Anm. der Schriftleitung: Die nachstehende Betrachtung, die wir der Deutschen Sportjugend entnehmen, richtet sich eigentlich an die aufbauwillige Jugend. Aber... rechnen wir uns, wenn es um den Aufbau geht, nicht alle zur deutschen Jugend? Und wollen nicht auch wir Älteren „im Bereich unseres eigenen Lebenskreises Ordnung schaffen“? Und steht nicht hinter unser aller Tun und Unterlassen ein Endziel: Deutschland!?

kommen, schwungvolle Reden halten, mit den Fäusten auf die Pulte schlagen, daß die Tintenfässer umfallen: es sind leere Worte und dahinter: nichts.

Deutschland wird nie groß durch Reden und Zeitungsartikel, nie durch Fahnenmärsche und revolutionäre Schwabereien aller Art, nur durch Taten! Habt ihr, Freunde, je gehört, daß Dome und Zeppeline aus Reklamereden und Sturmliedern gebaut wurden? Sie wurden gebaut durch mühsame Kleinarbeit, durch unscheinbares Wirken in der Stille, durch die Treue in den ganz kleinen Dingen, die jede Minute getan werden müssen, durch nichts anderes.

Jeder Junge, der treu und sicher, ganz ohne lautes Lament an der Vollendung seines Lebens schafft, der alle Dinge, die ihm fordernd in den Weg kommen, löst, ohne vor den Schwierigkeiten auszureißen, der baut an Deutschland mehr als tausend lärmende Reichstagsreden und zweitausend politische Versammlungen!

Jeder Junge, der im Bereich seines eigenen kleinen Lebenskreises Ordnung schafft, alle Halbheit und Bummellei zum Fenster seines Lebens hinauswirft, alle Schlafmüdigkeit und Bequemlichkeit austrottet, der baut an der deutschen Zukunft mehr als der reddegewandte Schüler, der über Tod und Teufel und die Reichsfinanzen räsoniert, aber viel zu bequem und schwach ist, die schwierigen chemischen Formeln auszuarbeiten, die er für die morgige Chemiestunde so ganz dringend nötig hätte.

Hier scheiden sich die Geister. Die, die deutsch handeln, von denen, die nur übers Deutschtum reden. Das erstere kommt nicht in den politischen Teil der Zeitung; ist dafür aber einzig vaterländisches Handeln. Das zweite ist Geschwätz, billig, leicht, ohne Gewicht und Kraft, halt bloße Rede.

Das hat scheinbar alles gar nichts mit „Politik“ zu tun. Es ist auch wirklich so, daß die beste Politik überhaupt nicht in der „Politik“ gemacht wird, sondern dort, wo man meist nie etwas davon sieht: in den Kleinigkeiten unseres Lebens! So braucht man nie in den Reichstag zu kommen, nie große politische Reden zu halten und ist doch ein größerer Baumeister deutscher Kraft und Größe als viele politische Großwortemacher.

Deutschland wird groß nicht durch die Politik und irgendeine Partei, nur durch die lebendige Tat seiner Menschen! Deutschland wächst und baut sich aus all den Tausend und Millionen von ewig unsichtbaren Kleinigkeiten, die sachgerecht getan werden. Und Deutschland wird zerstört von jeder Bummellei, von jedem Ausreißer vor Schwierigkeiten, von jeder versäumten Tat, sei sie noch so klein, sei sie unsichtbar vor fremden Augen. Deutschland wächst und wird groß, wenn es sich auf seine Jugend verlassen kann, wenn seine Jugend mit Mut und heller Tapferkeit die kleinen Dinge bewältigt, die ihr von jeder Sekunde, die aus der Ewigkeit herüberkommt, gestellt werden! Das heilige Deutschland, unsere deutsche Heimat, wächst aus jeder Überwindung einer Schwäche, aus jedem kleinen Sieg über einen Fehler, aus jedem Ausrotten einer Bequemlichkeit, aber aus keinem windigen Gerede!



Lichtbild: Fairchild Aerial Surveys.

Boston, die Hauptstadt des nordamerikanischen States Massachusetts aus der Vogelschau. Das verwirrende, scheinbar regellose Durcheinander des Gesamtbildes löst sich für den aufmerksamen Beschauer allmählich in sinnvolle Einzelheiten auf. Man erkennt auf der Spitze der Halbinsel deutlich den Stadtkern mit seinen Hochhäusern und Wolkenkratzern, beidseitig von einem Bahnhof flankiert. Der Norden und Osten wird ausgefüllt durch Fabriken und Lagerhäuser. Die Auflockerung des südwestlichen Stadtteiles läßt dort auf eine bevorzugte Wohnlage schließen.

Lebenshaltungskosten in Amerika.

Von Hedwig Jäger (Hoboken).

Dem Präsidenten einer der großen „Labor-Unions“ wird der Ausspruch in den Mund gelegt: „Der amerikanische Arbeiter hat mehr Gold im Munde als sein europäischer Genosse auf der Bank.“ Woraus ein unbefangenes Gemüt den Schluß ziehen könnte, daß der amerikanische Proletarier ein Leben in dulci júbilo führt. Allerdings beziehen die in den großen „Unions“ organisierten Arbeiter Spitzenlöhne; wer aber länger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gelebt hat, dem kann es nicht verborgen geblieben sein, daß die Durchschnittslöhne, gemessen an den Lebenshaltungskosten, die besonders in den Großstädten steigende Tendenz zeigen, vielfach recht bescheiden sind. Bei der Beurteilung der Wirtschaftslage darf man einen wesentlichen Faktor nicht außer acht lassen, nämlich, daß schon seit einigen Jahren die Kaufkraft des Dollars auf die Hälfte seines Nominalwertes herabgesunken ist.

In Anbetracht der Tatsache, daß fast 75 % der von Europa in die Vereinigten Staaten Einwandernden ihren ständigen Wohnsitz in Newyork nehmen, dürfte eine Spezialisierung der Newyorker Lebensverhältnisse wohl am Platze sein.

Diese Aufstellung würde an Eindringlichkeit verlieren, wenn man ihr nicht eine Übersicht der ortsüblichen Löhne vorausschickte.

An Durchschnittslöhnen werden die Woche in Dollar bezahlt an kaufmännische Angestellte 15 bis 40, Hausangestellte 10 bis 20 (außerdem Wohnung und Verpflegung), Handwerker 36 bis 90, Arbeiter 25 bis 35.

Mit einem Einkommen von mehr als 10 Dollar täglich können nur die Unions-Leute rechnen. Der Beitritt zu einer der großen Labor-Unions, in denen sich die Handwerker, Hafenarbeiter, Musiker, Seeleute usw. organisiert haben, kommt aber für Neueingewanderte, die ja in den meisten Fällen nur über geringe Vorräte verfügen, kaum in Betracht, da eine hohe Aufnahmegebühr — meistens 50 Dollar — und beträchtliche laufende Beiträge erhoben werden.

Am besten bezahlt werden die Bauhandwerker. Maurer und Stuckateure z. B. verdienen oft 14 und 15 Dollar täglich; allerdings handelt es sich hier um Saisonarbeit. Als Norm darf ein Wochenlohn von 25 bis 35 Dollar gelten, obwohl im kaufmännischen Beruf in den weitaus meisten Fällen noch

weniger bezahlt wird. Wochenlöhne von 20 Dollar sind keine Seltenheit, und selbst geübte Stenotypistinnen beziehen nur ausnahmsweise mehr als 25 Dollar.

In San Francisco liegen die Verhältnisse etwas günstiger, wie denn überhaupt der „Goldene Westen“ dem Auswanderer bessere Erwerbsmöglichkeiten und Lebensbedingungen bietet als das bevölkerte Newyork, wo die verschärfte Konkurrenz auch auf die Löhne drückt.

Mit welchen Preisen hat man nun in Newyork zu rechnen?

Ein wesentlicher Bestandteil der Lebenshaltungskosten ist die Wohnungsmiete; denn in der Metropole am Hudson sind die Mieten außerordentlich hoch. Für einfach möblierte Zimmer in den Vororten (auch Hoboken und Brooklyn eingeschlossen) bezahlt man 3 bis 5 Dollar wöchentlich; bessere Räume stellen sich auf 6 bis 8 Dollar, und in bevorzugter Lage wie auch in der Nähe des Stadtzentrums werden gar 10 bis 15 Dollar Wochenmiete gefordert.

Eine Zweizimmerwohnung mit „Kitchenette“ in den großen „Flats“ (Mietskasernen) kostet mindestens 12 bis 15 Dollar wöchentlich.

Man kann die amerikanische „Kitchenette“ beileibe nicht mit einer deutschen Küche vergleichen. Sie ist, wie schon ihr Name besagt, der eine Verkleinerung des englischen Wortes „Kitchen“ (Küche) bedeutet, nur ein kleines, meist fensterloses Gemach, dem einzig der vorhandene Gasherd und ein Ausguß den Charakter einer Küche verleihen.

Auch Essen und Trinken belastet das Budget nicht unerheblich.

Man darf rechnen, daß eine einzelstehende Person, die gezwungen ist, ihr Essen im Restaurant einzunehmen, täglich bei drei Mahlzeiten anderthalb bis zwei Dollar gebraucht. Das „Breakfast“ (erstes Frühstück), bestehend aus einem Brötchen mit Butter, einer Tasse Kaffee und zwei gebratenen oder gekochten Eiern, an deren Stelle auf Verlangen eine Suppe, z. B. „Corn Flakes“, „Shredded-Wheat“ oder Früchte („Grape-Fruits“, „Cantaloupes“) treten, wird in allen Lunchrooms für 30 Cent serviert. Das Mittagessen, „Dinner“, kostet, sofern es nur aus einem Fleischgericht und Kartoffelbeilage besteht, 25 bis 50 Cent. Suppe wird mit 10 Cent extra berechnet, jedoch sind zwei Brötchen und Butter eingeschlossen. Kartoffeln gibt es drüben fast nur in Form von Kartoffelmus („Mashed Potatoes“); Gemüse ist dem amerikanischen Geschmack entsprechend nur sehr schwach gewürzt. Wer ganz billig essen will, bestellt sich „Liver and Onions“ (Leber und Zwiebeln) oder „Hamburger Steak“ (simpler Hackbraten). Beide Gerichte sind mit 25 Cent auf den „Suggestions“ (Speisetafeln) fast aller Lunchrooms verzeichnet. Wer sich aber etwas Besonderes leisten möchte, kann sich an einem „Porterhouse-Steak“ delektieren. Preis anderthalb Dollar.

Es ist in Amerika zur Sitte geworden, besonders seit Einführung der Prohibition, dem Mittagsmahl eine Tasse Kaffee mit Kuchen folgen zu lassen. Dadurch verteuert sich das Essen wiederum um mindestens 10 Cent.

Das Abendbrot besteht aus einem Fleischgericht oder kaltem Salat und muß wiederum mit 40 Cent in Rechnung gebracht werden.

Auch die Garderobe ist drüben verhältnismäßig teuer. Einige Preise mögen hier folgen: Ein Herrenanzug kostet 25 bis 70 Dollar. Für Masarbeit wird ein Aufschlag von 20 % erhoben. Mäntel werden in den großen Konfektionshäusern für das gleiche Geld angeboten. Beim Einkauf eines Kostüms (Konfektionsware) ist mit einer Ausgabe von 12 bis 30 Dollar zu rechnen. Damenmäntel kosten 25 bis 50 Dollar. Pelzmäntel sind entsprechend teurer, werden jedoch zur Zeit der großen Ausverkäufe in den Kürschnereien an der Sixth Avenue schon von 50 Dollar an auf den Markt geworfen. Stiefel sind schon für 4 Dollar zu haben, es gibt aber

auch Markenwaren, die sich auf 10 bis 18 Dollar stellen.

Für manche ist es vielleicht interessant, zu wissen, daß das Rasieren 25 Cent, das Haarschneiden 75 Cent kostet. Mit Kopfwäsche und Gesichtsmassage steigt diese Summe auf 2 Dollar.

Bleibt noch die Ausgabe für Vergnügungen: Kinos erheben ein Eintrittsgeld von 15 bis 75 Cent. Bei den großen Varietés erhöht sich der Preis auf 1 bis 2 Dollar. Ein Theaterbesuch (Preise von 1 bis 6 Dollar) ist nur den Begüterten vorbehalten, und wer in den „Ziegfeld Follies“ die schönsten Mädchen Amerikas tanzen sehen will, der muß dieses Vergnügen sehr teuer bezahlen, kosten doch die besten Plätze 15 Dollar.

Bezüglich der Steuersäge sei noch folgendes nachgefragt: Man unterscheidet in Amerika eine Staatssteuer und eine Reichssteuer (Federal

Tax). Die Staatssteuer wird nach folgenden Grundsätzen erhoben: Für Unverheiratete sind 2000 Dollar Jahreseinkommen steuerfrei. Darüber hinaus sind 2 % zu entrichten. Für Verheiratete bleiben 3500 Dollar unbesteuerter; außerdem werden für jedes Kind 400 Dollar abgerechnet.

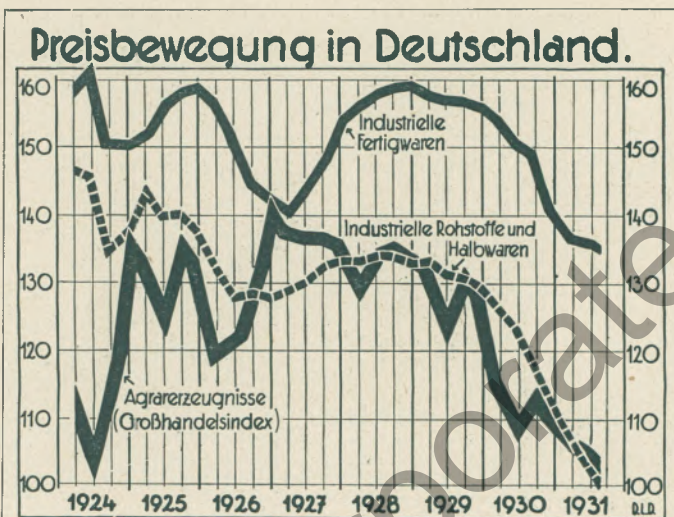
Die Reichssteuer im Betrage von 1,5 % wird von Unverheirateten und Verheirateten bei einem Einkommen von mehr als 2000 respektive 3500 Dollar erhoben.

Zusammenfassend kommen wir zu dem Ergebnis, daß sich die ungefähren monatlichen Lebenshaltungskosten für einen ledigen Angestellten bei bescheidenen Ansprüchen auf insgesamt 90 Dollar belaufen.

Diese Summe verteilt sich folgendermaßen: Miete 20 Dollar, Verpflegung 45 Dollar, Kleidung und Waschgeld 10 Dollars, sonstige Ausgaben (Fahrtgeld, Lektüre, Rauchmaterial, Vergnügen, Steuern usw.) 15 Dollar.

Aus dieser Übersicht geht klar hervor, daß der Amerikaner, dessen monatliches Einkommen sich um die 100-Dollar-Grenze bewegt, nicht in der Lage ist, größere Ersparnisse zu machen, insbesondere dann nicht, wenn unvorhergesehene Ausgaben (Krankheitsfälle usw.) sein Budget stärker belasten.

Ebenso beweist ein Vergleich mit den hiesigen Verhältnissen zur Genüge, daß der amerikanische Angestellte durchweg nicht besser gestellt ist als sein deutscher Kollege.



Weiterer Rückgang der Preise in Deutschland.

Im Frühjahr dieses Jahres sah es vorübergehend so aus, als ob sich die Preise hauptsächlich auf dem Agrarmarkt wieder stabilisieren würden. Durch die Kreditkrise aber und dann durch die Nachrichten, daß hauptsächlich im Auslande wieder gute Ernten zu erwarten sind, setzte sich im Sommer auch in Deutschland wieder der Preissturz fort. Die Agrarpreise sowie die Preise für Rohstoffe und Halbfertigwaren sind nun wieder auf dem Stande von 1913 angelangt. Dagegen liegen die Preise für Fertigwaren in Deutschland noch immer 20 bis 50 % über dem Friedenspreise.



Lichtbild: Fairchild Aerial Surveys.

Herz und Lunge einer amerikanischen Großstadt.
Chicago, mit fast 3 Millionen Einwohnern die zweitgrößte Stadt der Vereinigten Staaten, aus der Vogelschau.



Kampf in Übersee

Von Friß Wilhelm.

(Schluß.)

Wieder in Tokio. — Japans wirtschaftlicher Aufstieg.

So ein längerer Europaaufenthalt nach zweijähriger scharfer Tätigkeit in tropischen oder subtropischen Ländern tut in gesundheitlicher Beziehung Wunder, ganz besonders, wenn die Winterzeit dazu ausgesucht wird, so daß man tüchtig durchfriert. Das Blut wird in den heißen Ländern so dünn, daß man ja barbarisch in einem deutschen Winter friert, aber das ist sehr gut, man erhöht seine Widerstandsfähigkeit sehr erheblich und erlangt stets wieder die alte Energie.

Bei meinem Wiedereintreffen in Tokio fühlte ich mich körperlich so frisch nach dem Urlaub, daß es mir eine Freude war, mich wieder gründlich in die Arbeit hineinzuknien. Der Abschied von Deutschland war nicht übermäßig schmerzhaft gewesen. So schöne, unvergeßliche Stunden mir auch die sechs Monate in der Heimat gebracht hatten, war mir doch zum Bewußtsein gekommen, daß ich das Weltgeschehen in vieler Beziehung ganz anders beurteilte als viele meiner Landsleute, die unsere Heimat nie verlassen hatten. Mit anderen Worten: Man war ein wenig fremd in seinem eigenen Vaterlande geworden. Die Feststellung dieser Tatsache

schmerzte mich, aber ich konnte an dieser gewonnenen Ueberzeugung nichts ändern. Glücklicherweise war ich ganz dem Zauber des Fernen Ostens verfallen, so daß mir der Gedanke erträglich war, bis an mein Lebensende in Ostasien zu bleiben und nur alle paar Jahre die alte Heimat besuchsweise wiederzusehen. Damals war man ja noch daran gewöhnt, auf lange Zeit voraus zu planen. Der Weltkrieg lehrte uns später, daß dies nutzlos ist, weil die Zukunft sich meist anders zeigt, als wir es erwarten.

Die Entwicklung Japans ging mit Riesenschritten voran, und gleichen Schritt hielt die Steigerung unseres Absatzes. Wir ruhten uns mit der zunehmenden Industrialisierung Japans fortgesetzt umstellen insofern, als einige Faraday-erzeugnisse in Japan keinen Markt mehr hatten, aber dafür war es möglich, andere Teile der Produktion in größerem Umfange abzusetzen. Es gelang mir, in immer höherem Maße das Vertrauen unserer japanischen Abnehmerkreise zu erwerben durch einen ehrlichen „Dienst am Kunden“, so daß ich in sehr vielen Fällen bei den Vorarbeiten zu größeren

Projekten als Berater hinzugezogen wurde. Zwischen unseren Abnehmern und mir bestand das richtige Vertrauensverhältnis, das einem Verkaufsingenieur dauernden Erfolg garantiert.

Selbst zur Lieferung technisch-militärischer Einrichtungen für Heer und Marine wurden wir in großem Umfange herangezogen, obwohl es nahelag, diese Sachen von England zu beziehen, mit dem Japan ein Schutz- und Trugbündnis hatte. Die Engländer pochten sehr auf ihren Bündnisvertrag, wenn es sich für Japan darum handelte, militärische Einrichtungen zu beschaffen, aber in den meisten Fällen gelang es doch, auch diese Aufträge für die Faraday-Gesellschaft zu buchen. Der Grund war hauptsächlich darin zu suchen, daß die Engländer bei der zunehmenden Verstimmung Japans gegen die USA. (wegen der bekannnten Einwanderungseinschränkungen aus Ostasien) eine Begrenzung des Militärbündnisses dahingehend wünschten, daß es bei einem Konflikt zwischen Japan und den USA. nicht gelten sollte; denn es ist für England unmöglich, mit Nordamerika kriegerische Verwicklungen zu bekommen, weil dadurch Kanada gefährdet wird. Auf der anderen Seite brauchte Japan nur eine Unterstützung bei kriegerischen Konflikten mit den USA. Es stellte sich also heraus, daß das Bündnis mit England für Japan wertlos geworden war.

Als dann England eine Revision des Bündnisvertrages vor dessen Ablauf in diesem Sinne wünschte, wollten die Japaner das Bündnis fallen lassen und ein anderes mit Deutschland abschließen.

Durch mein eingehendes Studium der Seele der Japaner hatte ich mir die Fähigkeit angeeignet, reibungslos mit meiner Tokio-Umgebung zu arbeiten, aber vollkommen verstehen werden wir das japanische Fühlen und Denken wohl niemals. Es ist dies auch bis zu einem gewissen Grade begreiflich. Schließlich gibt uns ja auch so mancher Angehörige unseres eigenen Volkes Rätsel auf; wieviel naheliegender ist dies noch bei einem Volke, das nach Art und Erziehung so vollkommen von uns verschieden ist.

Mir sagte z. B. einmal ein sehr musikliebender Japaner, der in Deutschland promoviert hatte, daß der Chopinsche Trauermarsch bei ihm Gefühle der Freude auslöse, ihn die Melodien der „Lustigen Witwe“ aber traurig stimmten. Hierauf ist es auch wohl zurückzuführen, daß die Japaner zwar sehr exakt europäische Musik vorzutragen lernen, daß man aber von dem Spiel nicht ergriffen wird.

Als ich seinerzeit einer Einladung zum Stapellauf eines großen Kriegsschiffes folgte, besuchte ich vor dem Fest den obersten Direktor der Staatswerft, der — ebenso wie früher bei uns — ein höherer Seeoffizier war. Obwohl der liebenswürdige hohe Marineoffizier äußerlich sehr ruhig und sicher auftrat, hatte ich, der ich ihn persönlich sehr genau kannte, doch eine gewisse Nervosität an ihm bemerkt. Ich fragte deshalb später meinen ersten japanischen Mitarbeiter nach dem Grunde der Nervosität, worauf er mir erklärte — als das Verständlichste in der Welt —, daß der arme Oberwerftdirektor darauf gefaßt sein mußte, noch am gleichen Tage zu sterben. Der japanische Kronprinz nahm an dem Stapellauf teil, und wäre das Schiff beim Ablassen stecken geblieben, hätte der Oberwerftdirektor Harakiri machen müssen. Auf meinen erstaunten Einwurf, daß sich ein derartiges Mißgeschick doch auch bei der größten Vorsicht manchmal nicht vermeiden ließe, hob mein Mr. Hanashi nur ruhig die Schultern und meinte, daß dieses wohl richtig sei, aber trotzdem hätte der Oberwerftdirektor sterben müssen, wenn die besagte Störung eingetreten wäre. — Eine derartige Denkungsweise wird uns wohl stets unfassbar bleiben.

Auch die Einstellung des Japaners seiner Frau gegenüber mutet uns fremd an. An Dinern nehmen die Ehefrauen meist nicht teil, auch bei festlichen Gelegenheiten sind sie nur in seltenen Fällen zugegen. Auf der anderen Seite wird die

Frau, insonderheit wenn sie ein Kind mit sich führt, außerordentlich rücksichtsvoll behandelt.

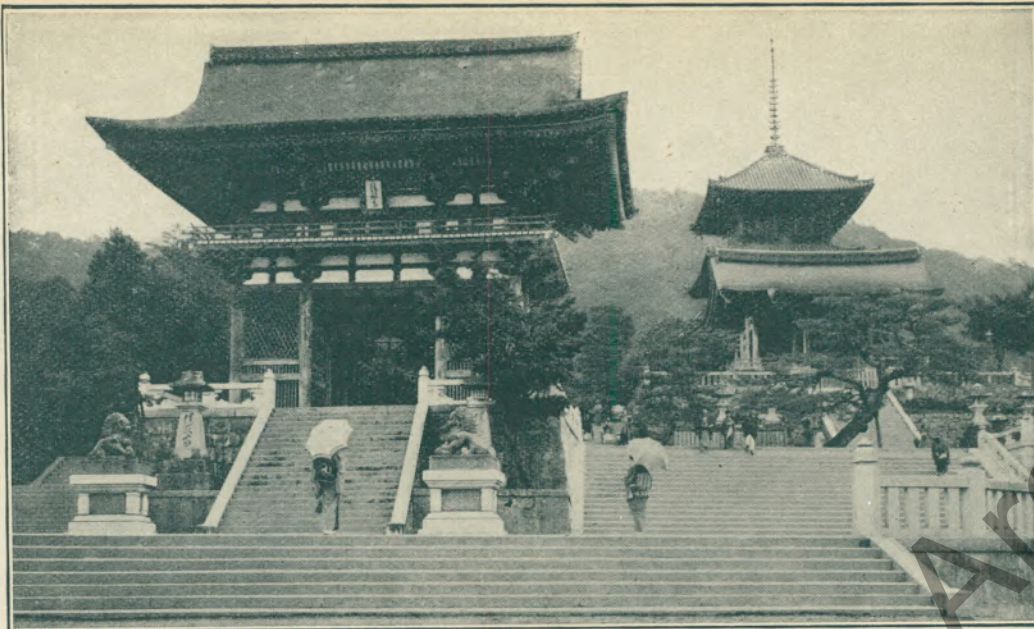
Die hohen Frauentugenden der Japanerinnen werden wohl von jedermann anerkannt. Die Mütter der Helden von Tsushima und Port Arthur verstehen ihre Söhne richtig zu erziehen und sind ihren Männern treue und tüchtige Gattinnen. Ob die japanische Frau jemals den Ehrgeiz entwickeln wird, die Gleichberechtigung mit dem Manne anzustreben, wie es das Ziel ihrer Schwestern im Auslande ist, kann ein Ausländer wohl kaum beurteilen. Sich auf das Prophezeien in bezug auf die Entwicklung Japans zu verlegen, scheint mir überhaupt für einen Ausländer wenig empfehlenswert zu sein.

Wer kann von uns Ausländern z. B. den Verlauf der dortigen sozialen Fragen beurteilen! — Wird Japan mit der fortschreitenden Industrialisierung auch erhöhte Arbeitsschwierigkeiten bekommen? — Hierüber wird kein Ausländer, der lange in Japan gelebt hat, eine Ansicht zu äußern wagen.

In nicht geringem Maße wird die Zukunft Japans von der Geschicklichkeit seiner Diplomaten abhängen. Die außenpolitischen Schwierigkeiten werden nicht ganz leicht zu überwinden sein. Die Bevölkerungszunahme ist so ungeheuer groß und die Ernährungsschwierigkeiten steigen in solchem Maße, daß Japan unbedingt mehr Land braucht. Die Geopolitik bezeichnet Japan und Deutschland als die beiden Druckpunkte der Welt, weil wir Völker ohne Raum sind. Eine Ausdehnung nach dem Norden — Korea und Südmandschurei — ist für Japan nur ein Notbehelf, weil sich die Japaner in den kälteren Zonen wenig wohlfühlen und nach dort nur auswandern, wenn ein anderer Ausweg nicht zu finden ist. Der Auswanderung im großen nach Nordamerika werden von seiten der USA.-Regierungsstellen sehr erhebliche Schwierigkeiten bereitet, und die Zentral- und südamerikanischen Staaten bieten nur wenigen japanischen Einwanderern gute wirtschaftliche Möglichkeiten. China ist selbst stark überbevölkert, infolgedessen drängen die japanischen Ausdehnungsbestrebungen von Norden nach Süden, etwa über Niederländisch-Indien nach Australien. Diese Entwicklung des japanischen Einflusses liegt aber weder im Interesse Englands noch Nordamerikas, weshalb diese beiden Mächte, die erste von Singapore und die zweite von den Philippinen aus, Japan nach Süden zu abzuriegeln versuchen. Die Ausichten in diesem stillen Ringen am „Pazifik“, dem das Weltinteresse gehört, sind einstweilen für Japan nicht groß, um so weniger, weil es von keiner europäischen Großmacht in seinem Lebenskampfe unterstützt wird und China sich noch immer weiter durch innere Unruhen schwächt. In welcher Weise sich das Spiel der Kräfte ändern wird, wenn China einmal ein Jahrzehnt Ruhe vergönnt gewesen ist und die indischen Rasten befriedet wurden, kann von niemand auf der Welt vorausgesehen werden. Ohne Zweifel schreitet die zivilisatorische Entwicklung und Industrialisierung Japans immer weiter fort, trotz der Rückschläge von Zeit zu Zeit, die besonders fühlbar nach dem Weltkrieg waren.

Ich kann jedenfalls behaupten, daß meine Achtung und Wertschätzung, die ich für dieses fleißige und energische Inselvolk empfand, mit jedem Jahre, das ich in Japan lebte und arbeitete, größer wurde. Als ich im Februar 1914 wieder nach Deutschland fuhr, wäre mir der Abschied von diesem Lande sicher sehr schwer geworden, wenn ich schon damals bei der Abreise gewußt hätte, daß es ein Abschied für lange, lange Jahre, vielleicht für immer sein würde; denn bevor ich nach Ablauf des Urlaubs nach Ostasien zurückkehren konnte, überraschte mich in Deutschland der Ausbruch des Weltkrieges.

Ende.



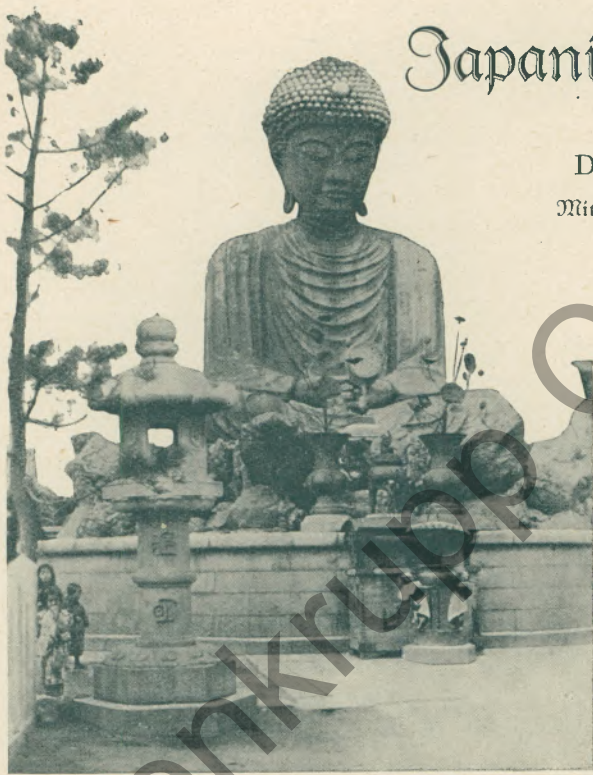
Aufgang zum Kiyomizudera-Tempel.

Japanische Heiligtümer.

Von

Dr. Gerhard Benzmer.

Mit fünf Aufnahmen des Verfassers.



Daibutsu im Nofukunitempel.

Wer je im Inselreich des Fernen Ostens gereist ist, wird mit Staunen und Bewunderung wahrgenommen haben, in wie vollendeter Weise sich die japanischen Gotteshäuser dem Bilde der sie umgebenden Natur einfügen. Das mennigrote Tempeltor, das aus dem Grün des Waldes den Pfad zur Stätte der Andacht weist, das Strohdach des Gotteshauses, das durch düstere Kryptomerien hindurchschimmert, die moosbedeckten steinernen Votivlaternen, die den Tempelhof zieren: all das fügt sich zu einem Bilde von wunderbarer Harmonie, zu einem Gemälde, das Ruhe und

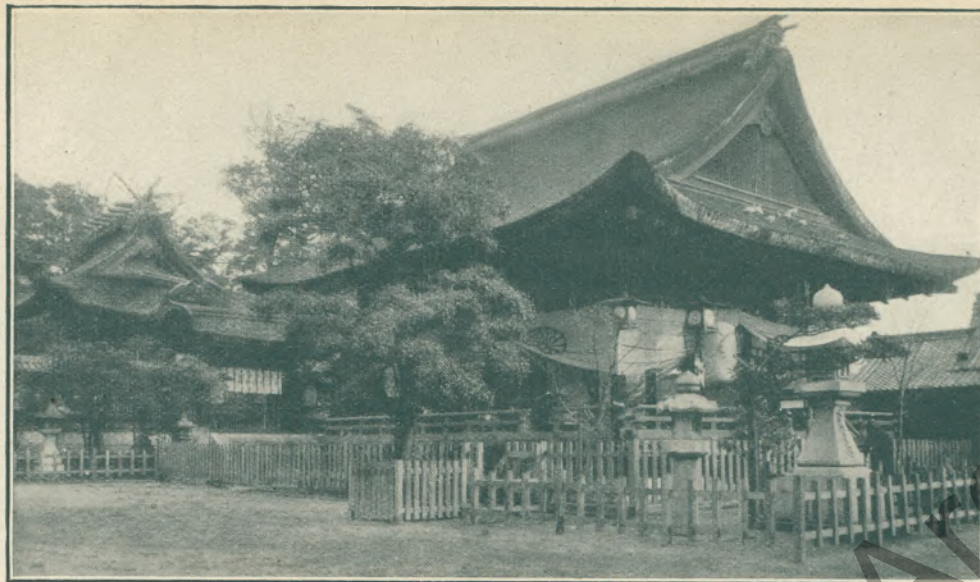
Frieden ausstrahlt und den Besucher mit andachtsvollem Staunen und mit Zweifeln darüber erfüllt, was er mehr bewundern soll: das ehrfurchtgebietende Bild der Natur oder den Kunstsinne derer, die in das Werk des Weltenschöpfers ein Gebild von vollendeter Anmut hineinzukomponieren wußten.

Nirgends kommt einem die wundervolle Einheit großartiger Landschaftsbildes und altehrwürdiger Stätten der Anbetung des Göttlichen so eindrucksvoll zum Bewußtsein als im raunenden Tempelwalde von Nara.

Ein gewaltiges rotes Tor führt geradestwegs in den heiligen Wald hinein. Seltsam und eindrucksvoll wirken die bescheidenen Formen der symbolischen Pforte: zwei schlichte Säulen, ein massiger Querbalken darüber, dessen leicht aufwärts gebogene Enden die Tragsäulen beiderseits überragen. So anspruchslos das Tor ist, so feierlich wirkt es in seiner majestätischen Wucht. Ein Hauch des Geheimnisvollen umgibt es.

Feierliche Stimmung überkommt den Wanderer angesichts der tausendjährigen Baumriesen, die hier einen Dom bilden, wie ihn so großartig und erhaben keines Menschen Hand bauen kann. Unberührt vom Wechsel der Zeiten stehen sie da; ein Bild unbeschreiblicher, ruhevoller Majestät. Um ihre Wipfel rauscht es, und sie erzählen von der Pracht dahingegangener Jahrhunderte, da Nara die Hauptstadt des Reiches Hondo war.

Eine Allee von Steinlaternen schimmert durch das Dämmer des Waldes. Immer dichter stehen sie; in zwei, in drei



Jkuta-Tempel

Reihen jederseits des Wegs. Manche sind halb verfallen, mit Moos bedeckt; andere scheinen eben erst aufgestellt zu sein.

In zauberhaftem Lackrot leuchten mit prachtvollen Schweifungen der altersgrauen Strohdächer die Hallen des Kasuga-Tempels aus dem düsteren Grün tausendjähriger Kryptomerien. Priester schreiten durch die Hallen, in wallende, weiße Gewänder gehüllt, den seltsamen Helm aus Drahtgaze auf dem Haupt. Sie verkaufen Amulette, Wahrsagerollen, Andenken und Postkarten.

Ich wandele weiter durch den Urwald; überall stehen, zwischen Bäumen und Sträuchern versteckt, kleine mennigrote Schreine mit mennigroten Torii's davor; die meisten nicht größer als Puppenstuben.

Da, horch! Saitenspiel und Hölzerklang. Das ist der Wakamiya-Tempel, in dem der heilige Schintotanz aufgeführt wird. Ein Priester ehrwürdigen Alters schlägt in langsamem, schleppendem Rhythmus zwei Hölzer gegeneinander, von Zeit zu Zeit eigenartige, plärrende Laute ausstoßend. Ein jüngerer bläst die Flöte, und ein Mädchen, ein Kind noch, in einen leuchtend lilafarbenen Kimono gehüllt, entlockt einem Saiteninstrument schnarrende Töne.

Die beiden Tänzerinnen, ebenfalls noch Kinder, tragen über scharlachrotem Rock einen kurzen, weißen Kimono. Das Haar ist zu Zöpfen geflochten, die in weißes Papier gewickelt getragen werden. Gemessen sind die Bewegungen des Tanzes: ein Vorwärtsschreiten, eine Rückwärtsbewegung, Verbeugungen. Dann wieder knien die Tänzerinnen regungslos an ihrem Platz.

Weiter und weiter dringe ich in den Tempelpark vor, der nun wahrhaft urwaldartigen Charakter annimmt. Turmhohe Kryptomerien, Steineichen und Kampferbäume säumen den Pfad. Von Zeit zu Zeit läßt ein tiefer, erzener Glockenton die Luft erzittern: die uralte Riesenglocke von Todaiji.

Näher und näher klingt das dröhnende Summen der Riesenglocke. In luftiger Höhe schwebt der kühn gebaute Balkon eines Tempels über dem Abhang. Schweres Balkenwerk stützt die Anlage; prachtvoll muß von dort oben die Aussicht sein. Das ist Nigatsudo, der Tempel der Gnadenbringerin Kwanon.

Eine breite Treppe führt geradeswegs in den Tempelhof.

In ein Bronzebecken, über dem ein Drache den schlangenartigen Leib windet, plätschert das Wasser eines heiligen Baches. Dickbauchige Papierlaternen hängen rings von

dem überhängenden Dache des Tempels, die Vorderwand mit ihrem luftigen Balkon öffnet sich zum Sanktuarium. Im matten Dämmerlicht vermag das Auge nichts zu entdecken als ein paar vergoldete Schreine im Hintergrunde des Raumes. Vor ihnen sprießen aus großen Bronzevasen goldene Lotosblumen. Goldene Ampeln hängen von der Decke herab.

Schöner noch als alles dies deucht mich die prachtvolle Aussicht über die ragenden Wipfel von Naras heiligem Wald, die der breite, von der Schweifung des Tempeldaches überhangene Balkon gewährt.

Eine breite Treppe aus blühendem Granit leitet den Spaziergänger wieder zu Tal. Votivlaternen, um deren Gitterstäbe Gebetszetteln gewunden sind, stehen an beiden Seiten des Weges.

Über einen alten Tempelhof hinweg führt der Weg zum großen Daibutsu von Todaiji. Turmhohe, uralte Pagoden mit drei und fünf geschweiften, weit überhängenden Dächern recken ihre sonderbaren hohen Spitzen aus Drahtgeflecht gen Himmel. Die Tempelhalle ist rings mit Bildern geschmückt, alten, verblichenen, deren Gegenstände kaum noch erkennbar sind, und nagelneuen, die Kriegsschiffe und Handelsdampfer darstellen. Mit der japanischen Flagge ist ebenfalls nicht gespart. Man merkt es: der Schintoismus ist eine durch und durch nationale Religion, in der sich Glaubensbekenntnis und vaterländisches Empfinden treffen.

Vor dem Sanktuarium kniet eine Frau, das Kind nach japanischer Sitte in der Rückentasche des Kimonos tragend. Sie betet lange. Winzige Lichtchen brennen in Glaskästen zu seiten des Schreines. Im Nebenbau zählt ein weißgekleideter Priester am Fenster das „Opfergeld“ des vergangenen Tages. Ganze Berge von Kupfermünzen liegen vor ihm aufgestapelt; haben doch die hölzernen Opferkästen, in die der Gläubige seinen Obolus entrichtet, die Größe ansehnlicher Truhen.

Ein Tor von gewaltigen Dimensionen öffnet sich vor mir. In seinen beiden Nischen birgt es rechts und links die riesigen holzgeschnitzten Schreckgestalten des Mio, der Tempelwächter des Daibutsu: Indra und Brahma. Ihr Anblick ist furchterregend, aber so gehört es sich für sie, denn ihre Aufgabe ist es ja, die bösen Geister vom Heiligtum des Buddha fernzuhalten. Indessen, so gräßlich ihr Anblick ist: es liegt unverkennbar Laune in der Charakteristik dieser Schreckgestalten.



Dreidachige Pagode.

Zwischen ihnen hindurch führt der Weg zum gewaltigen Hause des Buddha von Todaiji. Schon bevor man des Riesenbaues in seinen ganzen, enormen Ausmaßen ansichtig wird, schimmert durch das Grün ein unübersehbares Meer grauer runder Ziegel: das Doppeldach dieses größten hölzernen Gebäudes der Welt.

An der Eingangspforte wird mir gegen Erlangung eines kleinen „Opfergeldes“ der übliche Einlaßausweis, ein Holzstückchen, in die Hand gedrückt. Dann darf ich eintreten.

Ein Säulentempel von den Ausmaßen einer Luftschiffhalle nimmt mich auf. Wie in phantastischem Zauberwalde streben die gewaltigen, leuchtend roten Stämme in die Höhe des Raumes. Der Schaft einer der Säulen ist durchbrochen. Durch das Loch kriechen mühselig die frommen Pilger, um der Gottheit wohlgefällig zu sein.

In der Mitte des Raumes auf massigem Postament die fast 1200 Jahre alte bronzene Kolossalstatue des Buddha, Japans ältesten „Daibutsu“. Mehr als 16 Meter ist sie hoch, und ihr kleiner Finger mißt 130 Zentimeter.

Schwer ist für das abendländische Empfinden, vor diesem Götterbilde in Andacht zu versinken. Gar zu plump ist die Gestalt, gar zu aufgedunsen die Gesichtszüge und der unför-

mige Leib. Allein, je länger ich das Bild Gautamas betrachte, um so stärker tritt mir auch aus diesem anscheinend so barbarischen Antlitz mit den aufgeworfenen Lippen und der ungefügen Nase jener wundersame Zug von Ruhe und Abgeklärtheit, von Ausgeglichenheit und Losgelöstheit von allem Irdischen, von Weltenrücktheit und nach innen gerichtetem Blick entgegen, wie er auch der geringsten Buddhagestalt eignet.



In ein Bronzebecken plätschert das Wasser des heiligen Baches...

Die Abendglocke vom Mijderatempel hören.

Von Max Dauthendey.

Der älteste Baum Japans steht am Biwasee, nicht weit von der Stadt Ozu, nicht weit von den Tempelterrassen des Mijderatempels, der auf grünem Hügel über einem Kryptomerienwalde liegt.

Als dieser viel tausend Jahre alte Baum nicht höher als ein Grashalm war, leuchtete der harfenförmige Biwasee dicht bei dem Baumschößling ebenso wie heute noch unverändert bei der alten, zerklüfteten Baumruine.

Dieser älteste Baum Japans stützt sich jetzt wie ein gealterter Gott, der Hunderte von Armen vom Himmel über die Erde ausbreitet, auf Hunderte von Stangen, die gleich Hunderten von Krücken und Stelzen sein morsches Dasein tragen.

Damals, als der Baum jung wie ein Halm war, war aber der Mijderatempel noch nicht gebaut, und niemand hörte noch den wunderbaren Klang der Mijderaglocke, die abends beruhigend wie eine singende Frau ihre Stimme von den Tempelterrassen an dem alten Uferbaum vorüber zur Harfe des Biwasees schickt.

Dieser Baum wurde in ferner Vorzeit aus China nach Japan herübergebracht, als winziges Würzelein zuerst; und in Japan erfuhr man erst sehr spät seine chinesische Geschichte.

Als der Baum so groß wie ein Menschenkind war, hatte er noch nicht mal einen Japaner gesehen. Und als die ersten japanischen Menschen zu ihm kamen, war er schon in den kräftigsten Mannesjahren und fast so hoch wie die Kryptomerienbäume des nahen Bergwaldes.

So ein Baum, der nie von der Stelle rückt, und dessen Umgebung gleichfalls nie fortreißt, und der nur die Bewegungen der Jahreszeiten kennt, hat ein vorzügliches Gedächtnis. Dieses drückt sich aber nicht darin aus, daß sich sein Mark Gedanken macht über das, was gewesen ist oder was kommen wird, sondern das Gedächtnis eines Baumes liegt immer offen an seiner Außenseite. Die Furchen und Rinden haben sich jeden Tag mit Linien, Eingrabungen, Knorpeln, Schürfungen die kleinsten Ergebnisse wie mit einer stenographischen Schrift in Zeichenschrift notiert. Wie der Baum sich dehnte, wenn ihm in der Welt wohl war, und sich verborkte und sich verpanzerte, wenn ihn die Welt bedrohte, vergrübelte sich seine Rinde und faltete sich zu einer Zeichenschrift.

Die Schriftgelehrten der Bäume sind die Ameisen, die Libellen, die Bienen, die Vögel. Die Borkenkäfer und Borkenwürmer sind untergeordnetere Schriftseher, die an der Schicksalsprache des Baumes, an der Rindenschrift mitarbeiten.

Diese Sprache der Bäume entdeckte eines Tages, als die Japaner noch vorzeitliche Bastkleider, Blättergewänder und verwildertes Kopfhaar trugen, nicht in Japan, sondern in China, ein weiser Einsiedler. Der hieß Uta-Mono.

Die Geschichte Uta-Monos liegt weit zurück; sie fällt vor die Entdeckung des alten Baumes am Biwasee.

Als Uta-Mono die ersten Schriftzeichen in einem chinesischen Weidenbaum entdeckte, las er auch in der Baumrinde das Mittel, seinen Leib unsterblich zu erhalten. In dem Bast jenes Weidenbaumes in China stand geschrieben, daß jeder Mensch, ob groß oder niedrig, ob flug oder beschränkt, ob schwach oder stark, alt oder jung, sich die Unsterblichkeit des Lebensfadens und auch des Leibes erhalten könne, wenn er einmal im Leben beim Laut einer bestimmten Harfe einschlafe. Diese Harfe, sagte der chinesische Weidenbaum, sei nicht in China, aber nicht weit über dem Meer

in einem kleinen Inselnland, das damals in China noch keinen Namen hatte und nur von einigen „das Land des ewigen Feuers“ genannt wurde, weil der Feuerkrater Fushiyama dort immer rauchte.

Uta-Mono suchte den Weg dorthin und las von Baum zu Baum die Rindensprache, bis er ans Meer kam; aber niemand konnte ihn hinüberführen, denn nur Schiffe, die durch Zufall nach dem Inselnland verschlagen wurden, alle hundert Jahre einmal, hatten Kunde von dem Feuerland gebracht, in dem Uta-Monos Harfe liegen sollte.

Uta-Mono saß jetzt jahraus, jahrein am Meer und schmachtete nach der Unsterblichkeit, kehrte seinem Vaterlande den Rücken und sah mit seinem Angesicht Tag für Tag nach Osten, wo hinter den Wellenbergen das kleine Land des ewigen Feuers war, darin die fremde Harfe liegen sollte.

Eines Tages kam ein Orkan. Uta-Mono zog sich etwas weiter vom Strand zurück. Da sah er in der Ferne über dem aufgerüttelten Meer ein vielarmiges Wesen. Das kam mit senkrechtem Leib und dunkeln Krallen wie ein mächtiger, belaubter Baum über das Meer geschossen.

Uta-Mono hielt die Erscheinung zuerst für ein Gespenst, dann für einen Drachen, und dann erkannte er, daß der vielarmige, riesige, aufgerichtete Körper wirklich ein Baum war, ein grüner, frischer Kryptomerienbaum mit feuerrotem Stamm; denn die Rinden der Kryptomerienbäume leuchten rot, wenn sie naß werden. Dieser Baum troff von Seewasser, schoß an den kieseligen Strand; und als wandere er leibhaftig auf seinen Wurzeln, eilte er, vom Wind getrieben, eine Viertelstunde tiefer in das Land hinein, bis er andere Bäume fand, in deren Nähe er windgeschützt stehenblieb und sich mit seinen Wurzeln, wie mit riesigen Adlerkrallen, feststellte.

Uta-Mono kannte keine Furcht; und als der wunderbare Baum wie eine rote Fackel über das Wellengewühl des Meeres aufrecht daherkam und seine finsternen Zweige wie schwarzen Rauch in die Luft streckte, da wich der sehnstüchtige Träumer nicht zurück, denn er war ja der erste Vertraute, den die Bäume sich unter den Menschen auserwählt und dem sie ihre Rindenschrift in einer guten Stunde zu erkennen gegeben hatten; und er kannte keine Furcht vor den Bäumen, auch nicht vor diesem seltsamen übers Meer gewanderten Baumriesen.

Uta-Mono legte sich in dieser Nacht unter den neu-angekommenen Baum, nachdem er Wurzeln und Rinde von Laug, Seeschlamm und Seemuscheln gereinigt hatte; und er schlief ein mit dem Bewußtsein, daß dieser Baum zu ihm allein nach China und sonst zu keinem andern gesendet war. Und er freute sich, am nächsten Morgen aus der Rinde dieses Baumes Schicksale und Gedanken und Wünsche dieser Kryptomerie zu lesen und vielleicht zu erfahren, wie er nach dem kleinen Land des ewigen Feuers zu jener Harfe gelangen könne.

Der Morgen kam, und Uta-Mono studierte bis zur untergehenden Sonne, ohne zu essen, ohne zu trinken, ohne aufzuschauen, die Gruben, Windungen und Furchen in der Rinde seines Baumkameraden. Aber es war ihm unmöglich, die Zeichen der Rinde zu entziffern, er verstand nichts von der Sprache dieses Baumes. Die Zeichensprache aller chinesischen Bäume konnte er lesen, aber an diesem Baume blieb sie für ihn unleserlich. Und Uta-Mono weinte, als die Sonne untergegangen war und er unter dem unbegreiflichen Baum saß, unwissend und einsam.

„Wenn ich dich nicht lesen kann, so sprich!“ schrie er den Baum ungeduldig an, als die Sonne zum letzten Male aufleuchtete und den Stamm rot bestrich.

„Herrlicher, herrlicher Baum!“ schrie Ata-Mono voll Entzücken, weil der Baum von der Wurzel bis zur Krone wie eine feurige Kohle leuchtete.

Der Baum schwieg. Die Sonne ging unter.

Ata-Mono schrie: „Ich schwöre, daß ich nichts mehr essen und nichts mehr trinken werde, bis du mich deine Rindenschrift lesen läßt, oder bis du mir jemanden sendest, der mich deine Schrift lehrt.“

Und Ata-Mono lief zum Strand und stopfte sich den Mund mit Kieseln voll, weil er nicht mehr essen, nicht mehr reden, nicht mehr schreien und nicht mehr atmen wollte.

Halb erstickt lag er am Strande und haßte den neuen Baum und haßte China und haßte seine Sehnsucht nach der Unsterblichkeit.

„Ich will die Harfe vergessen“, dachte er und lag in den letzten Atemzügen. Dann wurde ihm wohler. Wie beruhigend ist es doch, wenn man einen wilden Wunsch aufgibt! Man steigt herab, wie von einem wilden Pferd, und hat wieder festen Boden unter den Füßen.

Nach dieser beruhigenden Betrachtung richtete er sich gedankenlos auf, nahm die Steine gedankenlos aus dem Munde und schöpfte frischen Atem. Dann sprang er auf seine beiden Beine, streckte die Arme aus und lachte wieder zum ersten Male seit vielen Jahren. Und seine Stirn, die immer gegrübelt hatte, wurde blank und jung wie die aufgehende Mondscheibe.

„Ach, Mond, lebst du noch? Ich habe dich lange nicht gesehen.“ Und Ata-Mono bewunderte die kleinste Muschel im Mondschein, die Grübchen im Sand und die Wölklein, die mit dem Mond zogen, denn er hatte seit Jahren nur Bäume und Baumrinden gesehen und alles andere vergessen. Und nun ließ er auch sein Gehör wieder zu sich kommen. Er, der nur mit den Augen an den Baumrinden gelebt hatte, horchte, wie das Dünengras raschelte, wie die Dünennäuse miteinander wisperten, wie die Füchse hinter den Baumwurzeln bellten, wie die Gulen sich zuriefen, und wie die Fische im Mondschein plätscherten. Und nachdem er sein Gehör befriedigt hatte, sagten seine Zunge und sein Gaumen zu ihm, seine Zähne und sein Magen und sein gekühltes Blut: „Weißt du, es gibt ganz andere Dinge zu essen als Baumsaft und Baumrinde, wovon du dich jahrelang genährt hast. Hörst du nicht? In der Ferne gackern Truthühner im Schlaf. Und Schweine grunzen im Schlaf, weil ihnen der Mond auf die Rüffel scheint. Und Bauernhöfe sind in der Nähe, wo du Eier, Schweinespeck, gebackene Fische und Reis essen kannst. Und sehnst du dich nicht nach Wärme am ganzen Leib? Und hast du nicht dort, wo den anderen Menschen ein verliebtes Herz sitzt, einen bitterkalten Fleck in der Brust?“

Ata-Mono seufzte tief auf, weil alles ihm wahr schien, was seine Sinne zu ihm sagten. Er stand auf und erinnerte sich, daß die Menschen Kleider trugen. Und er flocht sich noch in der Nacht ein langes Hemd aus gedörrtem Läng, und er war eitel genug und flocht sich Ketten aus Muscheln daran und Ketten aus Muscheln ins Haar, weil er den Dürnen, denen er begegnen sollte, zu gefallen wünschte.

Ata-Mono ging dann, als es kaum Tag war, unter den letzten Sternen fort vom Meere, wieder mit dem Gesicht in das chinesische Land hinein.

Bei dem ersten Bauernhaus standen drei Weiber an einem Brunnen. Die sagten freundlich: „Guten Morgen, Ata-Mono.“ Und Ata-Mono dankte und war verwundert, daß man seinen Namen kannte, und er bat um etwas süßes Wasser.

Und während er noch wartete, bis der Eimer aus dem Brunnen stiege, ging eines der drei Weiber grüßend fort.

Der erste Becher süßen Wassers, den er seit Jahren trank, schien ihm so nahrhaft und so wohlthuend, daß er glaubte, es würde ihn nie mehr dürsten. Und er sagte zu den Frauen:

„Ich werde euch später danken, wenn ich einmal reich werde.“

Die Frauen verneigten sich vor Ata-Mono wie vor einem adliger Herrn und sagten: „Du bist der Reichste im Lande!“ Und ihr Gruß und ihre Ehrerbietung machten, daß er sein Herz sich wieder erwärmen fühlte, als schiene ihm die Sonne in den offenen Mund.

Ata-Mono ging, gesättigt durch den Wassertrunk, von dem Bauernhof fort, tiefer in das Land, bewunderte die Reisfelder und die Maulbeerbäume und kam zu einer Ortschaft. Die bestand nur aus zehn Häusern. Aber nahezu dreißig Frauen standen am Eingang des Ortes. Und alle dreißig verneigten sich vor Ata-Mono. Er erkannte unter den Frauen jene, welche die dritte gewesen an dem Brunnen, an dem er vorher getrunken hatte, und die fortgegangen war und hier seine Ankunft angesagt hatte. Er staunte darüber, daß das geschehen war, und er wußte nicht, warum die Leute so viel Wesens aus ihm, dem Unbekannten, machten.

Eine Frau wurde rot und trat vor und sagte: „Unsere Männer sind bei der Feldarbeit und wissen nicht, daß du kommst. Nur wir haben es eben erst durch eine Frau erfahren, daß du nach China zurückkehrst.“

Er konnte vor Stutzen nicht antworten und kaum danken — so tief versiel er in Betrachtungen und erriet nicht, warum alle die Frauen Zeit und Lust hätten, sich um ihn zu kümmern.

Ata-Mono hatte noch nicht den Ort mit den zehn Häusern verlassen, da kamen ihm auf der Landstraße über den nächsten Hügel und über den zweiten Hügel und über den dritten und vierten Hügel schon neue Frauen und Mädchen entgegen. Immer empfing er dieselben Grüße, und immer wieder mußte er hören, daß die Männer bei der Arbeit seien.

Ata-Mono ging über den fünften Hügel. Dort standen schon Reihen von Frauen zu beiden Seiten des Weges. Die hatten sich gelagert und standen auf und verneigten sich. Ihre Reihen waren dicht gedrängt. Aber kurz vor Sonnenuntergang, am sechsten Hügel, dahinter die Hauptstadt der Provinz lag, standen die Frauen nicht nur am Wege, sondern saßen auch in den Zweigen der Bäume, und ihre Gesichter waren glänzend wie Lampen am Abend. Die oben in den Bäumen klatschten Beifall, und die, die unten standen, verneigten sich und murmelten Beifall.

Hundert Schritte vor dem Tor und den vier Türmen der Provinzhauptstadt, wo das Frauengedränge am Wege am dichtesten war, hörte Ata-Mono plötzlich einen allgemeinen Schrei des Entsetzens. Ein surrender Laut traf sein Ohr, und ein langer, schwirrender Pfeil sauste vor ihm in den Boden und stand senkrecht und zitternd fest vor seinem Fuß.

Er staunte, aber er ließ sich nicht in seinem Weg stören und tat drei Schritte weiter. Da stürzten schnell drei Speere vor ihm nieder. Der eine zerschellte an einem Baum, der zweite durchbohrte ein Weib am Wegrand, der dritte fuhr durch Ata-Monos Haar und riß die Muschelkette aus seinem Haar mit sich.

Gleich darauf sah Ata-Mono, daß die Frauen auf den vier Türmen des Stadttores in Aufruhr gerieten und von jedem Turm einen Mann herunterstürzten.

„Was bedeutet das?“ fragte Ata-Mono die zwei Frauen, die ihm zunächst standen.

„O. Herr, ein paar eifersüchtige Männer wollen Euch töten“, sagte die eine der beiden Frauen eifrig; die andere lachte.

„Warum sehe ich nur Frauen und keinen Mann, der mich begrüßt?“ fragte er weiter.

„O, Herr, der Regent hat befohlen: am Tage, wo Ihr vom Meere wieder nach China zurückkehren würdet, dürfe kein Mann sein Haus verlassen und kein Mann die Straße betreten, da die Eifersucht der Männer grenzenlos ist, und weil dich alle Männer hier hassen.“

Alta-Mono sagte verwundert: „Ich habe seit Jahren keine Männer gesprochen. Warum hassen sie mich, und warum sind sie eifersüchtig auf mich?“

„Herr, Ihr wißt nicht, daß der Regent tief betrübt war, weil Ihr, der Ihr der Erste seid, der die Sprache der Bäume verstand — weil Ihr China den Rücken kehren wolltet.“

Alta-Mono staunte:

„Ich habe es niemand erzählt. Woher weiß der Regent, daß ich die Schrift der Baumrinden lesen kann?“

„Herr, man sah Euch ja täglich in Eurem Heimort an allen Wegen, in allen Wäldern, wie Ihr laut die Sprache der Bäume entziffert habt. Die Menschen standen in Scharen um Euch und lernten von Euch das Lesen der Rinden. Und jetzt lesen alle unsere Männer und verstehen die Sprache der Bäume wie Ihr.“

„Sind sie deswegen eifersüchtig, eure Männer, weil ich der Erste war, der die Sprache der Bäume verstand?“

„O nein, Herr, sie sind eifersüchtig, weil der Regent am Tag, da Ihr China den Rücken wendetet und ans Meer gingt, geschworen hat, daß Ihr an dem Tag, an dem Ihr umkehren würdet und unter sein Volk zurückkehren, — daß Ihr dann die Wahl haben würdet unter allen Frauen, ob verheiratet oder unverheiratet, ob hoch oder niedrig; ja, die Regentin selbst dürft Ihr Euch als Frau erwählen. Aber Ihr müßt Euch entscheiden, ehe die Sonne dieses Tages untergeht. Habt Ihr dann nicht gewählt, wird man Euch morgen töten. Der Regent will, daß Ihr, tot oder lebendig, jetzt im Lande bleibt, und daß Ihr nicht den Ruhm des Landes gefährdet, daß Ihr nicht auswandert oder eine Frau aus einem anderen Volke wählt als aus dem unsern.“

Die Männer, die vorhin von den Türmen gestürzt wurden, waren die Männer von den vier schönen Töchtern des Regenten; diese vier Männer wollten Euch töten, ehe Ihr die Stadt betreten hättet, weil sie bei Eurer Brautschau für ihre Frauen fürchteten.“

Alta-Mono sagte: „Alle hunderttausend Frauen des Landes sind mir willkommen. Sowenig, wie ich jetzt mehr den Willen zur Unsterblichkeit habe, sowenig Willen habe ich zur Liebeswahl. Ich werde also morgen sterben. Warum bin ich nicht schon vorhin gestorben, als der Pfeil zielte und die Speere eine Frau töteten, statt mich zu töten?“

„Komm!“ sagte das Weib, das ihm geantwortet hatte. „Lege deinen Arm um mich und verkündige mich als deine Frau. Dann wirst du nicht sterben müssen. Und ich will dir helfen, dir die Unsterblichkeit zu sichern, die du am Meer vergeblich erwartet hast.“

Alta-Mono fragte rasch:

„Kennst du die Rindensprache der roten Kryptomerienbäume?“

„Natürlich“, sagte die Frau ebenso rasch. „Ich habe zwar nie einen solchen Baum gesehen, ich kenne aber seine Rindenschrift wie die Linien meiner Hand.“

Alta-Mono fragte noch rascher:

„Weißt du, wo die Harfe liegt, die ich suche?“

„Natürlich“, antwortete ebenso rasch die Frau. „Alle Bäume erzählen es, daß die Harfe im kleinen, ewigen Feuerland liegt.“

„Weib, weißt du den Weg dorthin?“

„Natürlich. Ich werde dir ihn schon zeigen. Wenn du mich zu deiner Frau gemacht hast, werde ich ihn in Erfahrung bringen. Alles wird mir gelingen, wenn du mich liebst.“

„Wirst du mir treu bleiben, wenn ich dich heirate, und willst du die Unsterblichkeit mit mir teilen?“

„Treu bleiben?“ fragte das Weib und schmolte. „Das ist das Natürlichste von der Welt. Das verspreche ich dir gar nicht. Aber die Unsterblichkeit werde ich natürlich mit dir teilen.“ — —

Alta-Mono betrat die Stadt nicht. Siebenundneunzig Schritte vor der Stadt, heißt es in den chinesischen und japanischen Chroniken, legte er seinen Arm um ein Weib. Aber nicht um das Weib, das er ausgefragt hatte, und welches immer so geläufig „natürlich“ geantwortet hatte, sondern um eines, das daneben gestanden und zu allem gelacht hatte, melodisch und freundlich wie eine singende Glocke.

Diese Frau hatte Alta-Mono nichts versprochen, und die Ländchen ehren heute noch ihr Andenken und ihr singendes Lachen.

Als der große chinesische Weise und Wissende und sein lieblich lachendes Weib nach glücklichster Ehe hochbetagt starben, begrub man beide am Meeresstrande unter dem rätselhaften Baum, dessen Rinde Alta-Mono niemals entziffert hat. —

Hundert Jahre nachher, als die Chinesen Japan entdeckten und den harfenförmigen Bivasee, als sie die große Harfe im Lande des ewigen Feuers liegen fanden, brachte man dorthin ein Reis jenes unerklärlichen Baumes, zu einer Zeit, wo die Japaner noch in Blätterkleidern und mit ungekämmten Haaren das kleine Feueriland bewohnten und die Chinesen dort die ersten Apostel höherer Bildung und Gesittung wurden.

Und wieder einige Jahrhunderte später, als die ersten chinesischen Buddhistenmönche die Religion des Pflanzens, des Tierreiches und des Menschenreiches den Japanern gaben und ihnen die Verbrüderung aller Weltallwesen lehrten und Mönche den Mijderatempel mit seinen Terrassen am Bivasee bauten, da erinnerte man sich wieder des rätselhaften Baumes, der nun durch die Jahrhunderte stark und mächtig geworden war. Und jeder, der zu dem Baum am Bivasee kam, sprach von Alta-Monos Geschichte, bis eines Tages ein japanischer Mönch geboren wurde. Dieser war der erste, der die Rinde des alten, rätselhaften Baumes am Bivasee entziffern lernte, die bis dahin unleserlich geblieben war. Und er las zu seinem Erstaunen von der Baumrinde den Satz:

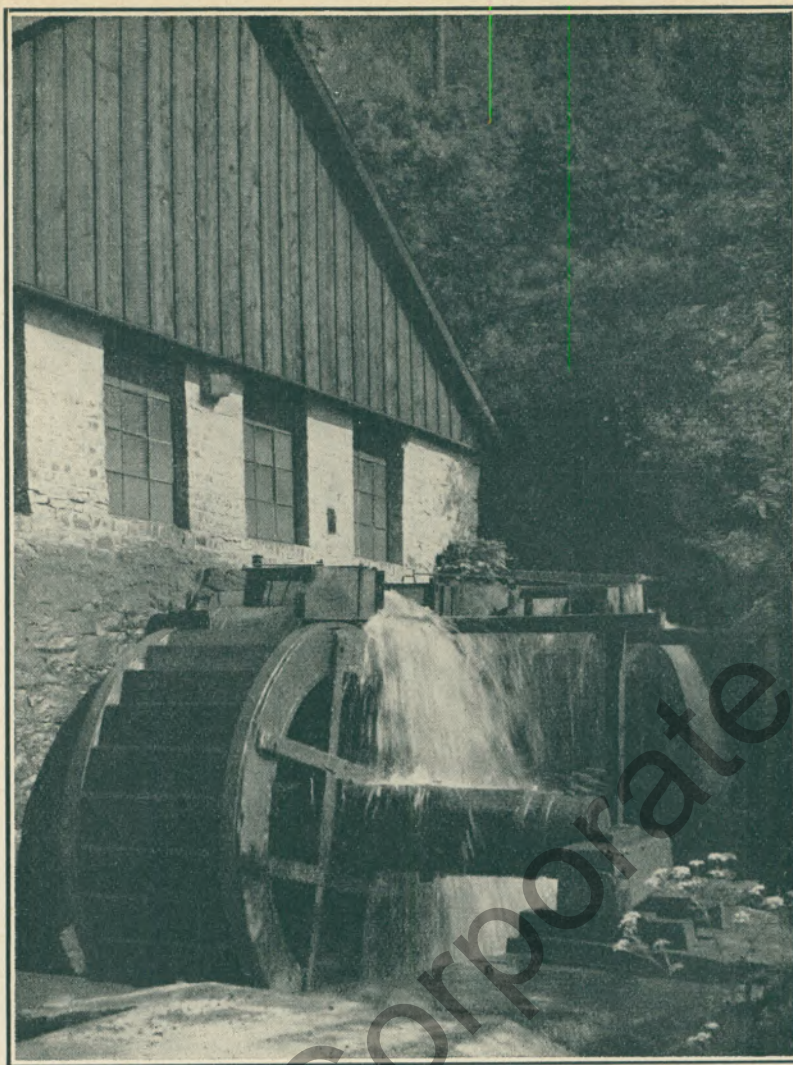
„O wisse, Mensch, und höre mich, der ich alt werde wie die Erdrinde! Mir und allen, welche so alt werden auf der Erde, steht die Liebe höher als die Unsterblichkeit.“

Und diesen Spruch las der japanische Mönch milliarden- und milliardenmal in die Kronenäste, in den Stamm und in die Wurzelrinden gegraben; bis zur tiefsten Wurzel drunten in der Erde sprach der Baum keinen anderen Satz.

Nun erinnerte man sich auch, daß Alta-Mono, seitdem er glücklich mit dem lachenden Weibe lebte, nie mehr von der Unsterblichkeit gesprochen, daß er sein Weib niemals nach dem Wege zur Unsterblichkeit gefragt hatte. Und aus der Vergangenheit stieg das Lachen jenes Weibes, wie aus einem Grab, als Mönche eine Glocke gegossen hatten, die noch heute abends im Mijderatempel geläutet wird, und deren Stimme wie die sanftgewordene Stimme von Jahrtausenden klingt, und die den singenden Ton eines glücklichen Weibes hat.

Der alte Baum ist heute nur noch ein Stummel, von Stelzen und Krücken gestützt. Zu dem Platze, wo er am See steht, führt ein hölzernes Tempeltor. Seine Zweige sind mit Tausenden von weißen Gebetszetteln behangen. Tausende von Pilgern aus Japan und China besuchen ihn, den Unsterblichen, der verkündet: „Die Liebe ist größer als die Unsterblichkeit“, und nennen ihn „den Glücklichen“, weil er Abend um Abend die kostbare Frauenstimme der Abendglocke des Mijderatempels belauschen darf, die jenem weiblichen Lachen gleicht, bei welchem einst Alta-Mono den Wunsch nach Unsterblichkeit vergaß.

Die „Krautmühle“
eine noch heute betriebene alte
Drahtrolle im Nettefetal.



Lichtbild: E. Rehlhoff.

(Im Besitz der
Vereinigte Stahlwerke AG.
Gebrüder Knipping, Altena.)

Drahtrollen im Sauerland.

Ein kulturhistorischer Querschnitt durch acht Jahrhunderte.

Von Ferdinand Schmidt, Burg Altena.

Im allgemeinen verbindet man mit dem Begriff der Großindustrie die Vorstellung des um die Jahrhundertwende gleichsam aus dem Nichts Entstandenen, Unpersönlichen, Beziehungs- und Wurzellosen. Ohne sich zu vergegenwärtigen, daß hinter den unpersönlichen Gemeinschaften und Zusammenschlüssen, hinter den papierernen Aktien und Anteilscheinen lebendige Werke stehen, in deren jahrhundertelanger Entwicklung sich das Auf und Nieder der Staats- und Volkswirtschaft widerpiegelt! Und, vor allem, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß in den Werken Menschen tätig sind und waren, die nicht nur für die kurze Zeit ihres Daseins und Wirkens mit ihrer Arbeitsstätte verbunden, sondern gleichzeitig Sachwalter eines Erbes sind, das die Vorfahren nicht selten in generationenlanger, an Enttäuschungen wie an Erfolgen gleich reicher Arbeit aufbauten. Auch wer in der bisher leider noch ungeschriebenen Geschichte der „jungen“ Vereinigten Stahlwerke schürft, wer vergilbte Urkunden zu entziffern versucht und nebenbei etwas Familiengeschichte treibt, wird eine ganze Anzahl kulturhistorisch und wirtschaftsgeschichtlich reizvoller Kapitel entdecken, die nicht nur den Geschichtsforscher fesseln, sondern die zu durchblättern sich für jeden verlohnt, der den Sinn des Seins aus dem Werden zu begreifen trachtet.

I. Aus den Anfängen sauerländischer Drahtziehkunst.

Die Anfänge des Altenaer Drahtgewerbes verlieren sich im Dunkel des frühen Mittelalters.

Als im ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts die bergischen Grafen zum Schutze ihres ererbten reichen Besitzes im Süden und Westen der heutigen Provinz Westfalen, auf der sich zwischen dem Zusammenfluß des Nettebaches und der Lenne steil erhebenden „Wolfsegge“ die Burg anlegten, der sie den Namen „Altena“ gaben — weil sie von den Arnberger Grafen als ihnen „all zu nah“ gelegen befehdet wurde —, mußten sie darauf bedacht sein, zum Schutze der einsam in

unwirtlicher Gegend errichteten Burgfeste eine genügend zahlreiche, von ihnen abhängige Bevölkerung heranzuziehen. Die Möglichkeit, daß diese, wie sonst überall in deutschen Ländern, ihren Unterhalt vom Ackerbau und der Viehzucht gewinnen konnten, war in hiesiger Gegend vollständig ausgeschlossen. So war also die Bevölkerung, die um die Burg angesiedelt wurde, um ihr Dasein zu fristen, auf gewerbliche Betätigung angewiesen, die ihnen die Mittel liefern mußte, vermittels Kauf oder Tausch ihren Bedarf an Kornfrüchten und anderen Lebensmitteln aus dem nördlichen Herrschaftsbereich der Grafen von Altena, dem nahe gelegenen fruchtbaren Gebiete am Hellweg und der unteren Ruhr, sich zu beschaffen. Diese Möglichkeit bot ihnen — wie ohne weiteres angenommen

werden muß — von Anfang an das Eisen- und Eisendrahtgewerbe.

Hierfür bot die nähere Umgebung die günstigsten Voraussetzungen. Von alters her war in hiesiger Gegend die Eisengewinnung heimisch; auch nachdem die örtlichen Eisensteinslager erschöpft waren und das „rauhe Eisen“ aus dem Siegerlande und dem Homburgischen eingeführt werden mußte, hielt sich in den Tälern der Volme und Ennepe die Weiterverarbeitung dieses Rohstoffes zu Stahl und zu Schmied — einem außerordentlich zähen und dehnbaren Eisen —, das sich ganz besonders zum Drahtziehen eignete. Daß in jener frühen Zeit das Ziehen von Eisendraht nicht mehr unbekannt war, wissen wir aus einer um das Jahr 1100 entstandenen Schrift eines Mönches aus dem an der westfälischen Grenze gelegenen Kloster Helmarshausen, der die Technik des Drahtziehens als etwas durchaus Bekanntes und keineswegs Besonderes erwähnt und bei seiner Beschreibung der Technik ein Ziehseisen schildert, das von den heute gebräuchlichen sich kaum unterscheidet. Freilich wurden die Drähte zunächst von der Hand gezogen. Vielleicht hat man auch hier in Altena den Draht anfangs in dieser einfachsten, die höchsten Anforderungen an die menschliche Kraft und Ausdauer stellenden Weise nur von der Hand gezogen. Näher liegt aber die Annahme, daß in hiesiger Gegend von vornherein die Wasserkraft in den Dienst des Drahtgewerbes gestellt worden ist. Wassermühlen für die Vermahlung von Getreide waren im westlichen Deutschland schon seit den Zeiten der Römerherrschaft bekannt; es lag nahe, sie auch für andere gewerbliche Zwecke einzurichten. Möglich und durchaus wahrscheinlich ist darum, daß gerade die hier so reich vorhandene Wasserkraft mit die Veranlassung gewesen ist zur Heranziehung des Drahtgewerbes, das hier in dem Schmied das beste Halbzeug in nächster Nähe hatte. Jedenfalls ist die Nützbarmachung der Wasserkraft für das Drahtgewerbe viel früher anzusetzen, als das bisher zu geschehen pflegte. Folgende Erwägungen führen uns zu dieser Annahme.

II. Der Siegeszug der Wasserkraft.

Im allgemeinen wurde bisher angenommen, daß das Alter der hiesigen Drahtrollen nicht über die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hinaus reiche. „Während noch im dreizehnten Jahrhundert, wie im gesamten Altertum, die Verwendung von Wasserkraft auf ganz wenige Gebiete beschränkt geblieben war, beginnt um das Jahr 1400 das Wasserrad als Antrieb von Maschinen aller Art einen ähnlichen Siegeszug, wie einige Jahrhunderte später die Dampfmaschine und zu unserer Zeit der Elektromotor“, sagt D. H. Döhner in seiner „Geschichte der Eisendrahtindustrie“ (Berlin, Springer, 1925). In Wirklichkeit aber ist dieser ungeheure technische Fortschritt, der für das Drahtgewerbe von ganz besonderer Bedeutung war, um

mindestens ein Jahrhundert, wahrscheinlich gar um zwei Jahrhunderte früher anzusetzen. Das läßt sich urkundlich auf das bestimmteste nachweisen. Es sei dabei gar kein allzu großes Gewicht gelegt auf gewisse eidliche Aussagen mehrerer Iserlohner Magistratsmitglieder, welche in einem Verhör am 29. Juli 1608 vor dem Drosten Dietrich Ovelacker als kurfürstlichem Kommissar in einem Streite mit der Freiheit Altena behaupteten, daß „sie der Rollen von altem Herkommen bei 100, 200, 300 und mehr Jahren in Gebrauch gewesen“. Daß aber diese, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbte Überlieferung auf gutem Grunde beruhte, zeigen uns verschiedene erhaltene Urkunden aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Als am 24. März 1394 Graf Dietrich von der Mark einen erblichen Lauch vornahm mit dem Iserlohner Bürger Johann Schulten, dem er die herrschaftliche Mühle vor der Kirchpforte gegen dessen Rolle vor der Westerpforte übergab, versprach er diesem, ihn „dieses Gefälles wahren“ zu wollen, „also wie der Wassergang von alters zu der Mühlen und zur Rollen gehört hat“. Wir sehen hier also schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts die beiden Ausdrücke „Mühle“ und „Rolle“ für zwei ganz gleichartige Wassertriebswerke nebeneinander und doch scharf getrennt gebraucht.

Nun wurde und wird der aus dem Volksmunde stammende anschauliche Name „Rolle“, der nur von dem sich ständig drehenden großen Wasserrad hergeleitet sein kann, in hiesiger Gegend nur für die vom Wasser getriebenen Anlagen zum Drahtzug gebraucht. Alle anderen Wassertriebswerke werden dagegen als „Mühlen“ bezeichnet. Da zudem bereits damals eine gewisse Häufigkeit derartiger Werke aus anderen Urkunden hervorgeht — lagen doch vor einem einzigen Tore der Stadt Iserlohn, der Westerpforte, damals schon wenigstens zwei solcher Rollen —, so dürfen wir den in der Urkunde ge-

brauchten Ausdruck „von alters“ ruhig im weitesten Sinne auffassen und darunter zum wenigsten einen Zeitraum von mehreren Menschenaltern, jedenfalls mehr als ein Jahrhundert verstehen. Damit wäre also der Nachweis erbracht, daß schon zu Ende des dreizehnten, sicher aber zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts Drahtrollen durch Wasserkraft getrieben wurden, wie es die Zeugen im Jahre 1608 richtig behaupteten. Dieser Nachweis kann aber nicht nur für Iserlohn gelten. Vielmehr dürfen wir als gewiß annehmen, daß auch in und bei Altena, wo Nette und Rahmede mit ihren starken Gefällen zur Anlage von Mühlen und Rollen geradezu herausforderten, die Ausnutzung der Wasserkraft für das heimische Drahtgewerbe mindestens ebenso lange wie in Iserlohn in vollem Schwunge war.

III. Die Altenaer Grafen und das Drahtgewerbe.

Einen bedeutenden Anteil an der Entwicklung der Altenaer Drahtziehkunst haben zweifellos die Altenaer Grafen. Es



Lichtbild: R. Hallensleben.

Der Burghof
der Burg Altena im Sauerlande.

Durchblick
vom Burgturm auf den
Burgfried
der Burg Altena.



Die Burg Altena ist heute
eine der schönsten deutschen
Jugendherbergen.

Bildbild: R. Hallensleben.

spricht vieles dafür, daß der Fortschritt des Drahtgewerbes nicht ohne die persönliche Teilnahme und Mitwirkung der Altenaer Grafen erzielt worden ist. Denn zunächst gehörte die Flußgerechtigkeit zu ihren landesherrlichen Regalien, die niemand ohne die Genehmigung der Grafen und ohne ihnen dafür ein Entgelt zu zahlen, nutzen durfte. Zum Segen des heimischen Gewerbes war aber dieses Entgelt so niedrig bemessen, daß es mehr zur Verwertung der Wasserkraft anspornen, als davon abhalten konnte. Es bestand durchweg aus einer jährlich auf Martini (11. November) zu entrichtenden Abgabe von ein bis zwei Pfund Wachs, welche die Drahtzieher, bei der damals überall in hoher Blüte stehenden Bienenzucht, entweder ohne Mühe und Unkosten selbst gewinnen oder auch um geringen Preis kaufen konnten. Eine Erhöhung dieser Abgabe, die nur als eine Anerkennung des gräflichen Regales, nicht als eine Bezahlung der benutzten Wasserkraft angesehen werden konnte, hat auch jahrhundertlang nicht stattgefunden; noch um das Jahr 1600 brachten sämtliche Rollen zusammen der gräflichen Rentei jährlich nur 36 Pfund Wachs im Werte von 9 Goldgulden. Diese Natu-

ralabgabe wurde dann zwar in dem nun folgenden Jahrhundert in eine Geldrente umgewandelt, aber auch diese blieb entsprechend niedrig.

Wir haben aber noch weitere Anzeichen dafür, daß die Grafen von Altena sich persönlich eifrig um die Entwicklung des heimischen Drahtgewerbes bemühten; wenn durch eine Urkunde vom 16. Dezember 1395 Graf Dietrich von der Mark dem Hermann Krumpholtz zu Altena für die sechs nächstfolgenden Jahre „unsere Hütte und Hüttenstatt auf der Netze“ bei Altena für eine jährliche Pacht von einer Mark (Silbers) überließ, so haben wir darunter wohl keine Drahtrolle, sicher aber eine mit dem Eisengewerbe im Tal der Netze in Beziehung stehende und von Wasserkraft betriebene Schmiedehütte zu verstehen, die den dort bereits vorhandenen weiterverarbeitenden Drahtrollen das Halbzeug lieferte. Vielleicht war diese bis dahin für Rechnung der Landesherren von dem gräflichen Rentmeister betrieben und verwaltet worden.

Die weitaus größte Mehrzahl der Altenaer Drahtrollen dürfte spätestens im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts — wenn nicht noch früher — entstanden sein.



Inneres einer Altenaer Drahtrolle (Krautmühle),

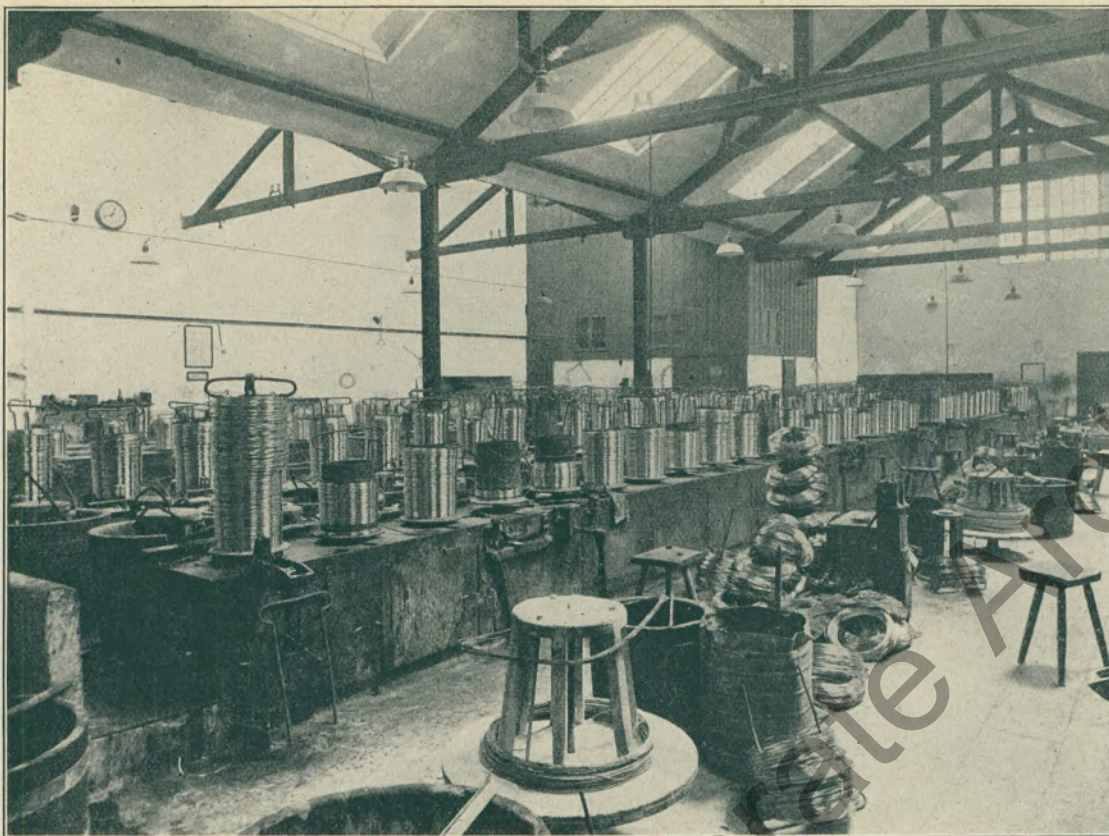
wo schon seit Generationen Draht gezogen wurde. Noch heute besteht dieser kleine Betrieb, der ein getreues Bild der Einrichtung einer alten Drahtrolle gibt. Von schweren Eichenachsen der außen liegenden Wasserräder werden 6 Drahtzüge oder Klöße angetrieben. (Vgl. die Gesamtaufnahme der „Krautmühle“ auf S. 401 sowie das Innenbild S. 407.)

Dafür spricht schon der Umstand, daß wir keinerlei urkundliche Nachrichten über ihr Entstehen haben. Zweifellos mußte für jede einzelne Rolle die Berechtigung zur Ausnutzung der Wasserkraft, die das Ziehen eines Ober- und Untergrabens und die Anlage eines Staubeckens bedingte, von dem Landesherrn eingeholt werden, und es wurde dann über die erfolgte Genehmigung eine Urkunde unter Festlegung des jährlich zu entrichtenden Flußgeldes aufgesetzt. Keine einzige Urkunde dieser Art ist uns aus dieser frühen Zeit erhalten geblieben, und auch aus dem folgenden Jahrhundert besitzen wir nur eine derartige Urkunde, obschon die Märkischen Registerbücher im Staatsarchiv zu Düsseldorf uns die Ausgänge der klevisch-märkischen Kanzlei seit dem Regierungsantritt des Grafen Adolph I. von Cleve in der von seinem Bruder Engelbert III. ererbten Grafschaft Mark (1392) ziemlich lückenlos erhalten haben. Das aber erweist klar, daß für die meisten Altenaer Drahtrollen die landesherrliche Genehmigung zur Benutzung des Wassergefälles der Netze und Rahmede bereits vor der Einrichtung der Registerbücher erteilt worden war.

Im Zusammenhange hiermit ist wohl auch erwähnenswert, daß unter dem Grafen Engelbert II. im zweiten Jahrzehnt des vierzehnten Jahrhunderts die Pfarrgemeinde Altena begründet wurde. Dies ist, zumal der gräfliche Haushalt schon etwa ein Jahrhundert früher nach der Burg Mark bei Hamm verlegt worden war, nur durch eine außergewöhnliche starke Zunahme der Bevölkerung zu erklären. Diese aber konnte sich eben nur von dem Handwerk des Drahtziehens ernähren, das in den vorhergehenden Jahrzehnten sich einer besonderen Blüte erfreute und viele Fremde zur Einwanderung veranlaßt haben wird. Die immer wiederkehrende Klage der Altenaer bei der Verteidigung ihrer Drahtprivilegien, daß die „Freiheit Altena nit allein an einem solchen sauren, herben und unartigen, bergigen Ort gelegen, daß bei den Bürgern da-

selbst weder Acker noch Weid, Holz noch Mast, Ausdrift noch Heugewachs fürhanden, sondern auch außerhalb des Drahthandels kein einzig Mittel zu finden noch anzustellen, davon die armen Leute sich ernähren oder sich und ihren Weib und Kindern das Leben erhalten möchten“, war von jeher und ist in gewissem Sinne noch heute berechtigt.

Die einzige aus dem fünfzehnten Jahrhundert erhaltene Urkunde über die Anlage einer Drahtrolle auf dem Netzebache ist darum für uns sehr lehrreich, weil sie uns genaue Auskunft über das Wasserrecht und das Flußgeld gibt. Ein weiteres urkundliches Zeugnis über das Altenaer Drahtgewerbe liegt uns aus dieser frühen Zeit nicht vor. Dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aber verdanken wir einen Vertrag, der wiederum ein wichtiger Beweis für das hohe Alter dieses für die Einwohner der Freiheit Altena geradezu lebenswichtigen Gewerbes ist. Es handelt sich dabei um nichts Geringeres als um die Gewährung eines Handelsmonopols für allen in Altena hergestellten Draht an fünf eingefessene Bürger, die sich am 2. Februar 1493 verpflichteten, vier Jahre lang allen Altenaer Draht zu genau festgesetzten Preisen abzunehmen. Die Interessen der Erzeuger wurden dabei vom Magistrat vertreten. Dieser übernahm für die Draht herstellende Bürgerschaft die Verpflichtung, daß innerhalb der vier Vertragsjahre „niemand neue Schmitten machen oder neue Feuer aufschlagen oder auch neue Rollen bauen durfte, über die bereits vorhandenen und im Gebrauch befindlichen hinaus“. Wie lange dieser Vertrag über die damals vereinbarten vier Jahre hinaus verlängert worden ist, darüber fehlen uns die Nachrichten; wir hören aber auch während des ganzen folgenden Jahrhunderts nichts von der Einrichtung neuer Rollen, und während des kriegerischen sechzehnten Jahrhunderts waren die Zeitumstände gewiß nicht danach angefallen, Handel und Gewerbe auszudehnen. Es werden gar keine oder doch nur ganz



Innere der Drahtfeinzieherei
der Vereinigte Stahlwerke AG., Gebrüder Knipping, Altena. Man sieht, wie sich Scheibe an Scheibe reiht und die Verfeinerung im großen Stile durchgeführt wird.

wenige Rollen in diesen beiden Jahrhunderten angelegt worden sein, zumal schon die gewerblichen Vorschriften des Magistrats aus dem Ende des sechzehnten und dem siebzehnten Jahrhundert gewisse Beschränkungen der Erzeugung festlegten durch das Verbot, wonach ein Reidemeister nicht mehr als zwei Iesen (Schmiedefeuer zum Herstellen des Schmiededrahts, der dann auf den Rollen zu feinerem Draht gezogen wurde) beschäftigen durfte.

Von dem zweiten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts an sind uns die meisten Altenaer Rollen schon durch Erwähnung in den erhaltenen Urkunden bekannt, und aus dem Jahre 1738 ist uns eine genaue Aufstellung über alle Altenaer Drahtrollen von der Hand des damaligen Oberbürgermeisters Joh. Melchior Goecke erhalten, in welcher im ganzen 66 Rollen als vorhanden aufgeführt sind; von diesen lagen 19 auf der Rahmede, 4 auf dem Einscheider Bach, 14 auf der Brachtenbecke und 29, also fast die Hälfte, auf dem Netzebache. Diese Zahlen haben sich auch im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr wesentlich verschoben; vielmehr war gleich im ersten Drahtstapel-Vertrag vom Jahre 1744 und ebenso in den folgenden eine Bestimmung enthalten, wonach die Neuanlage von Drahtrollen gänzlich verboten wurde.

IV. Napoleons Gewerbefreiheit.

Die sechste und letzte zwölfjährige Eisendrahtstapel-Periode lief vom Jahre 1799 bis 1811. Inzwischen aber hatten sich die politischen und gewerblichen Verhältnisse gänzlich umgewandelt. Nach dem Übergange der Grafschaft Mark in das Großherzogtum Berg wurde durch die Dekrete des Kaisers Napoleon vom 31. März und 3. November 1809 die allgemeine Gewerbefreiheit eingeführt. Damit war grundsätzlich die Anlegung weiterer Drahtwerke freigegeben, während bis zu diesem Zeitpunkte sich die Zahl der Altenaer Drahtrollen gegenüber dem Mittelalter nicht wesentlich verändert

hatte. Ja, bei allem gewerblichen Fortschritt des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts sind auch in dieser Zeit neue Anlagen kaum geschaffen worden, wohl aber sind die alten, einfachen Drahtrollen durchweg in neuzeitliche, umfangreiche gewerbliche Anlagen umgewandelt und erweitert worden.

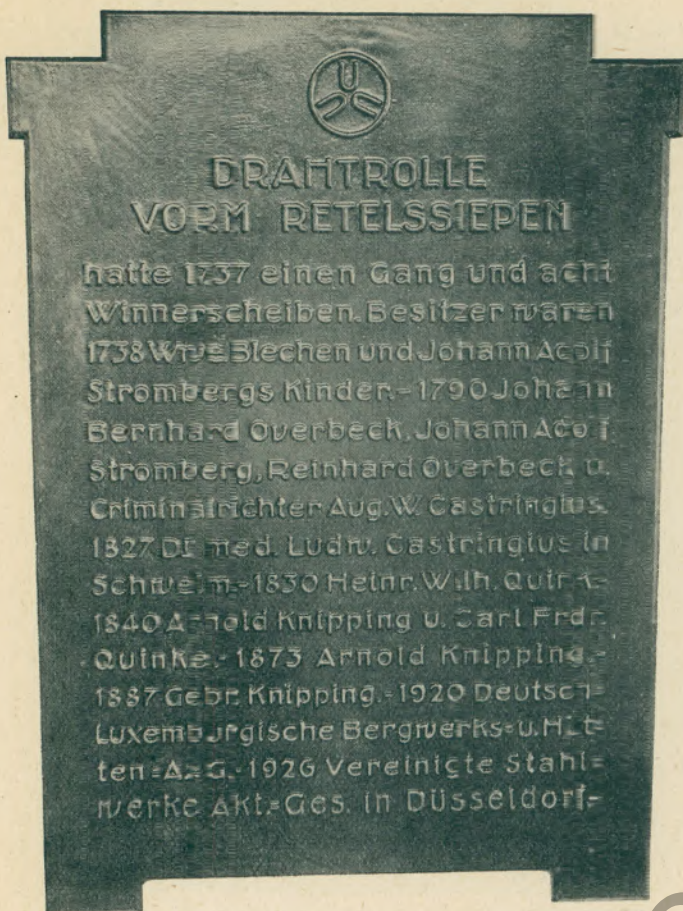
Zwei Jahrhunderte Knipping-Geschichte

oder

vom Drahttreidungsrecht zum Patenttiegelgußstahl.

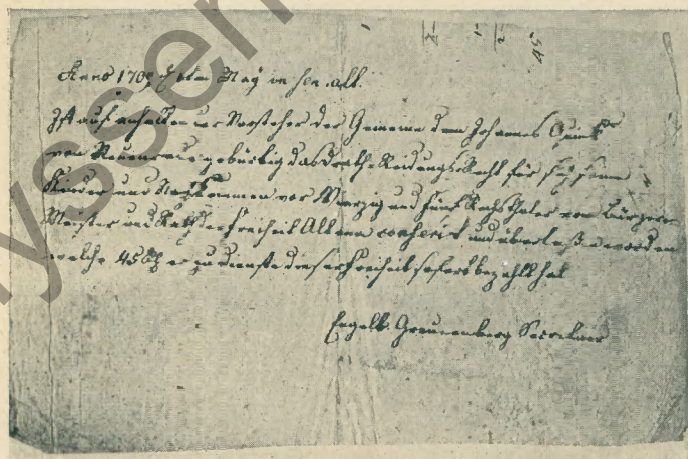
Wandert man heute von Altena aus das gewundene schmale Nettetäl aufwärts, so unterscheiden sich die am Ufer der Netze ausgestreuten Werke in ihrer äußeren Gestalt kaum von irgendwelchen Werksanlagen im übrigen Westfalen. Nur die jeweils oberhalb aufgestauten Weiher bringen eine persönliche Note in das gewohnte Bild. Tritt man aber näher, um die Zusammenhänge zwischen Mühlenweiherpoesie und Fabrikprosa zu ergründen, dann bietet sich dem Beschauer ein verwunderlicher Anblick: Uralte, verwitterte Mühlräder, zum Teil noch mit wuchtigen sechs-kantigen Wellen aus rötlichem Eichenholz, drehen sich, wasserüberprüht, freischend und ächzend in ihren Lagern. Und daneben hockt, wie verloren, zwischen aufragenden eisernen Gerüsten und turmhohen Kaminen eine kleine viereckige Hütte aus Fachwerk oder roh behauenen, weiß gekalkten Quadersteinen, deren einzige schmalbrüstige Tür sich schwerfällig in den handgeschmiedeten Angeln dreht und den Blick freigibt auf ein Idyll, das vielleicht zu dem Mühlrad, aber ganz und gar nicht zu den unmittelbar nebenan hochstrebenden Werksanlagen paßt: eine alte Drahtzieherei, in der dieses Gewerbe genau wie vor Jahrhunderten noch heute betrieben wird. Eine schwarze gußeiserne Tafel an der Außenwand schlägt die Brücke von der Gegenwart zur Vergangenheit

und deckt gleichzeitig das erste Jahrhundert Knipping- und damit Vereirigte Stahlwerke-Geschichte auf:



Wie weit läßt sich nun die Verwurzelung der Knippings im Altener Drahtgewerbe rückwärts verfolgende Entwicklungsgeschichte ist hier naturgemäß schwer eine Grenze festzulegen, da die „Knippings“ (ein Geschlecht, das urkundlich in der dortigen Gegend bis in das 13. Jahrhundert zurückte folgt werden kann und daher zweifellos auch schon früher im Drahtgewerbe tätig gewesen ist) in Pachtverträgen und anderen gewerblichen Urkunden erst in dem Augenblick in Erscheinung treten, wo irgendein Mitglied der Familie zum „Unternehmer“ wird.

Gibt uns die vorstehende Tafel mit der für das Jahr 1840 festgelegten Verbindung „Arnold Knipping und Carl Frdr. Quincke“ den ersten Anhaltspunkt, so läßt uns der Blick in eine alte Werkschronik festeren Fuß fassen:



In einer Ratssitzung am 1. März 1709 wurde, wie es hier heißt, „auf Anhalten der Vorsteher der Gemeinde dem Johannes Quinck, von Neuenrade bei Altena gebürtig, das Draht-Reidungs-Recht für sich, seine Kinder und Nachkommen vor vierzig und fünf Reichsthaler vom Bürgermeister und Rath der Freiheit Altena conferiert und überlassen“. Unter diesem Reidungs-Recht wurde sowohl die Herstellung als auch der Vertrieb von Eisen- und Stahl-draht verstanden; Johannes Quinck war also damit „Reide-meister“ geworden.

Dem Namen Knipping begegnen wir in der Geschichte dieser Familie Quincke zum ersten Male mehr als ein Jahrhundert später, im Jahre 1838, als Carl Friedrich Quincke, der Ururenkel des Reidemeisters Johann Quinck, in Arnold Knipping einen Teilhaber gewann, dessen Eintritt sofort neues, blühendes Leben in das alte Geschäft brachte. Dieser Aufschwung hatte seinen Grund zunächst in einer technischen Neuerung, die Arnold Knipping zur Einführung brachte: er war der erste, der hier im Kreise der Nadel-fabrikation die bisherige Handarbeit durch den Maschinenbetrieb ersetzte. Im Jahre 1839 erhielt die Firma ein Patent, verlegte sich vorzugsweise auf die Herstellung von feineren englischen Sorten Nadeln und Strick-nadeln und verbesserte die Politur von Packnadeln, Segel-tuchnadeln, Stricknadeln usw. durch ein neues Verfahren, welches ihren Erzeugnissen vielen Absatz verschaffte.

Der geschäftliche Erfolg war ein bedeutender. Aber nicht zufrieden damit, führte Arnold Knipping im Jahre 1840 einen ganz neuen, außerordentlich zeitgemäßen Geschäftszweig ein, der seinen gesunden Blick für die technischen Erfordernisse der Zeit klar erkennen läßt. Wohl hauptsächlich im Hinblick auf die Entwicklung der Dampfkesselbetriebe und des Eisenbahnwesens nahm er die Fabrikation von Nieten auf und stellte, als erster im Gebiete des preußischen Staates, gepreßte Nieten, sogenannte Patent-nieten, her, denen der erste Bericht der 1849 begründeten Handelskammer des Kreises Altena im Jahre 1850 das Zeugnis gab, daß sie sich weithin eines guten Rufes erfreuten.

Als im Jahre 1851 der Teilhaber Carl Friedrich Quincke nach kurzer Krankheit das Zeitliche segnete, fiel die ganze Leitung des Geschäfts und so auch die Verantwortung an Arnold Knipping. Die Entwicklung des Geschäfts wurde durch das Ausscheiden von Carl Friedrich Quincke in keiner Weise unterbunden, vielmehr setzte gerade jetzt eine Periode höchster Aktivität ein, die sich in einem rasch gesteigerten Umsatz, der bis zum Jahre 1871 mehrfach 50 000 Taler überschritt, und entsprechend höheren Gewinnen äußerte. Diese Entwicklung wurde durch umfangreiche Neubauten und die Aufstellung neuer Maschinen ermöglicht.

In diese Geschäftsperiode fällt auch die Erwerbung der Drahtrolle „vorm Graftig“, die durch Arnold Knipping und den Lehrer im Ruhestande, Ludwig Albrecht Mollerus, gemeinschaftlich 1864 für 4700 Taler käuflich erworben und in der unter der Firma Knipping & Mollerus die Drahtzieherei nach Urväterweise weiterbetrieben wurde.

Hand in Hand mit diesen technischen Verbesserungen und betrieblichen Erweiterungen ging die Qualitätssteigerung der Fabrikate, die sich überall Anerkennung errangen; auf der Internationalen Industrieausstellung zu Paris im Jahre 1855, also zu einer Zeit, wo im allgemeinen die deutschen Waren noch unter dem Kennwort „billig und schlecht“ segelten, fand der Quinckesche Stand starke Beachtung. Für die Firma besonders ehrenvoll aber war ein Schreiben, welches die Direktion der Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft ihr aus Köln unterm 30. Oktober 1869 zugehen ließ. Dieses lautete:

In Herren Johann Heinr. Quincke & Co.
in Almena (Westfalen).

Auf das Geehrte vom 28. ds., in welchem Sie um Übersendung der Lieferungsbedingungen für unsere nächstjährige Submission ersuchen, erwidern wir Ihnen ergebenst, daß wir Ihr Fabrikat absichtlich nicht ausgeschrieben haben, da wir Ihnen die Lieferung unseres Bedarfs an Nieten freihändig übertragen wollten.

Wir sind von Ihnen nämlich während der seit mehreren Jahren zwischen uns bestandenen Geschäfts-Verbindung stets zu unserer vollsten Zufriedenheit, sowohl hinsichtlich der Qualität der Waare als auch bezüglich der Pünktlichkeit bedient worden, sodaß wir mit vollem Vertrauen eine gleiche Behandlung auch in der Folge voraussetzen dürfen. Wir werden sonach im nächsten Jahre unsern gesammten Bedarf an Nieten von Ihnen beziehen und ersuchen Sie, uns gefälligst 7 Exemplare Ihres Preis-Courants baldigst zu übersenden.

Achtungsvoll

Die Direction der Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft.

gez. Reimann.

Der von Arnold Knipping bewiesene „gesunde Blick für die technischen Erfordernisse der Zeit“ war, wie die weitere Entwicklung des Werkes zeigt, eine besonders charakteristische Familieneigentümlichkeit der Knippings. Ganz gleich, ob es sich darum handelt, die veralteten Maschinen durch neue zu ersetzen, oder ob man vor der Entscheidung stand, einen neuen, vielversprechenden Fabrikationszweig aufzuschließen zu lassen: immer sind die Knippings den anderen um eine Nasenlänge voraus und — machen das Rennen.

So verlegte man sich in den siebziger Jahren neben der Drahterzeugung auf die Herstellung von Drahtstiften und baute diesen Fabrikationszweig so aus, daß allmählich die eigene Drahterzeugung kaum in die Waagschale fiel, sondern der nicht für die Drahtstiftherstellung benötigte Draht von anderen Rollen eingekauft werden mußte.

Als die Nadelfabrik zu Beginn der achtziger Jahre infolge Erlöschens der Patente ihre bisherige Sonderstellung mit fremden Firmen teilen muß, verzichtet man auf einen zweifelhaften Kampf mit der Konkurrenz durch Preisunterbietung, läßt vielmehr diesen bisher gut gehenden Fabrikationszweig nach und nach völlig eingehen und stellt den gesamten Betrieb in kurzer Frist vollständig auf die Anfertigung von Nieten um, eine Maßnahme, deren voller geschäftlicher Erfolg die Richtigkeit des Entschlusses der drei Söhne Arnold Knippings, die nach Ausscheiden des Vaters die Firma gemeinsam führten, voll auf bestätigt. 1885 wird zum Geburtsjahr eines neuen Fabrikationszweiges; man hört auf, Drahtstifte zu schlagen und beginnt mit der Herstellung von sogenannten Patent-sprungfedern, die auf die „Graftiger Rolle“ erstmalig auf maschinellem Wege zugerichtet werden.

Daß man über dem erfolgreichen, eine stets wechselnde Frontstellung erfordernden Kampf um den Platz an der Sonne, der, insbesondere in den „Gründerjahren“, ein hundertprozentiges „Auf-dem-Posten-sein“ verlangte, Zeit für eine private Sozialpolitik fand, verdient besonders hervorgehoben zu werden. So wird

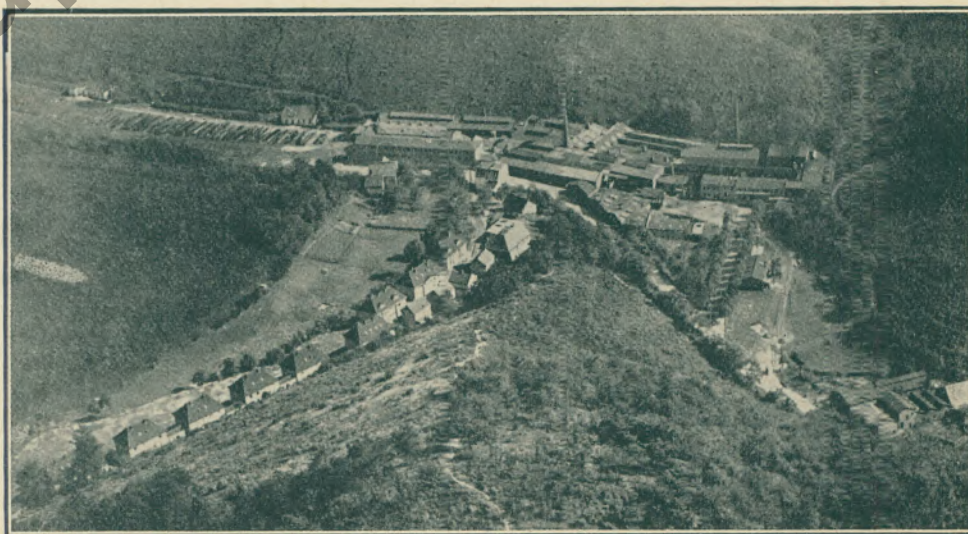


... Eine alte Drahtzieherei, in der dieses Gewerbe genau wie vor Jahrhunderten noch heute betrieben wird ...

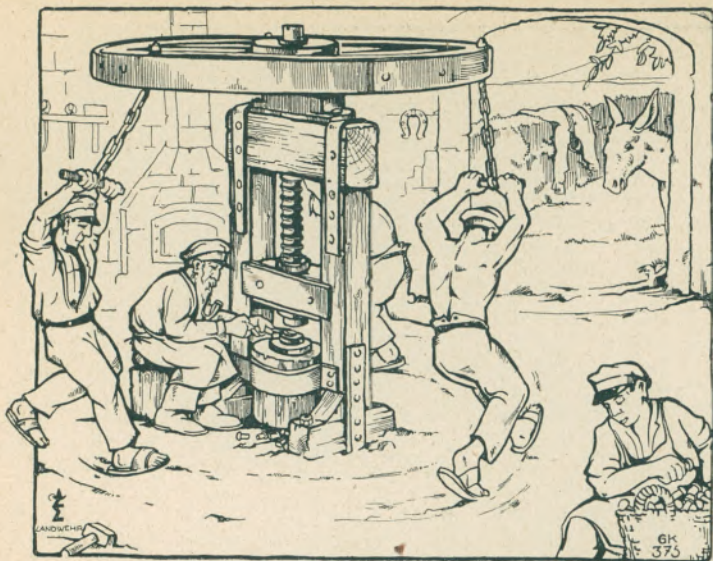
Blick in die Drahtrolle „Krautmühle“.

(Auf dem unteren Bilde oben links. Vgl. auch die Abb. S. 401.)

bereits im Jahre 1855, also mehrere Jahrzehnte vor der „sozialen Gesetzgebung“, eine Krankenstelle und Pensions-



Das Drahtwerk der „Vereinigten Stahlwerke A.-G.-Gebrüder Knipping“ aus der Bogelschau.
Links oben die beiden alten Drahtrollen „Krautmühle“ und „Pfeffermühle“, im Tal links die Werksanlagen.



Die „Wildbahn“.

Eine Knipping'sche Nietenpresse aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Der ihr vom Volksmund verliehene Name ist ebenso treffend wie humorvoll. Will er doch besagen, daß die Arbeiter „wie wild“ ihre runde Bahn ablaufen mußten, um der Spindel den nötigen Druck zu verleihen.

Kasse für die Arbeiter der Firma Joh. Heinrich Quincke & Co. durch die staatliche Behörde bestätigt; kurz darauf wird eine, wenn auch bescheidene Witwenversorgung eingeführt, und schon im Jahre 1871 entstehen die ersten Werkswohnungen der Firma, die inzwischen in „Westfälische Nietenfabriken Gebrüder Knipping“ geändert war, während das Drahtwerk unter der Firma „Knipping und Hohage“ geführt wurde. Beide Werke gingen später in der Firma „Gebrüder Knipping“ auf.

Eine im Jahre 1889 ausbrechende Feuersbrunst, die die Fabrikgebäude bis auf die Grundmauerneinäscherte und das weitere Bestehen der Firma ernsthaft in Frage stellte, läßt die Entschlußkraft und das Vertrauen der Werksleiter besonders hell aufleuchten. Das Werk ist zerstört, aber der werktätige Wille lebt und — warum soll man nicht aus der Not eine Tugend machen? So wird das Unglück der Brandkatastrophe zum Anstoß einer neuen grundlegenden Einstellung, und auf dem Gelände der alten, nur von der Wasserkraft der Netze angetriebenen Rolle wächst ein neues Fabrikgebäude mit neuen, modernen Dampfmaschinen und Transmissionen, mit einer Stahldrahtzieherei und mit

Spezialmaschinen zur Herstellung von Patenttiegelgußstahl, aus dem Drahtseile, Federn, Klaviersaitendraht und Fahrradspitzen angefertigt werden. Bedeutende Betriebserweiterungen und erneute Umstellungen erforderte der Weltkrieg; während die Teilhaber und Leiter der Werke und mit ihnen ein nicht unbeträchtlicher Teil der Belegschaft zum Dienst für das Vaterland einberufen wurden, trugen die Werke selbst dazu bei, dem kämpfenden Heere das technische Material für Angriff und Verteidigung an die Hand zu geben.

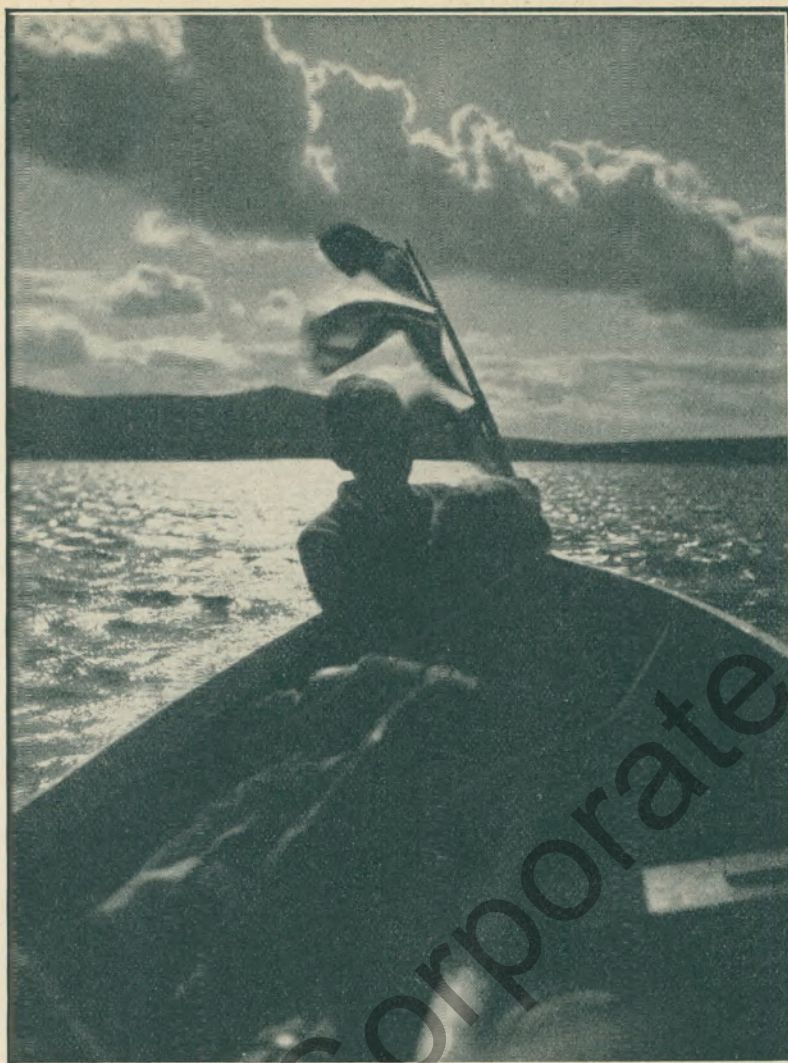
Die auf eine Zusammenfassung zu größeren Einheiten hinstrebende wirtschaftliche Entwicklung der Nachkriegszeit führte zwecks Schaffung einer sicheren Rohstoffgrundlage Ende 1919 zu einem Zusammenschluß mit der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft, die ihrerseits wieder mit ihren Hüttenwerken und Verfeinerungsbetrieben 1926 in den Vereinigten Stahlwerken aufging. Der gesonderte Ankauf der den Knippingwerken mittelbar benachbarten alten Drahtrolle „Pfeffermühle“ und „Krautmühle“ durch „Deutsch-Lux“ und ihre Weiterführung nach Urväter Weise bis zum heutigen Tage gewann dabei eine über den Augenblick hinausgehende zeitlose und symptomatische Bedeutung. Zeigte sich doch hierin, daß auch die als allzu nüchtern und traditionslos angesprochene Großindustrie sich ihrer Aufgabe bewußt ist, daß man der Gegenwart am besten dient, wenn man den Forderungen der Zukunft Rechnung trägt, ohne über die Leistungen der Vergangenheit achtlos hinwegzuschreiten.



Blick auf die alte Kölner Rheinbrücke, für die die Firma „Gebrüder Knipping“ die Nieten lieferte.

Vgl. das Anerkennungsschreiben auf Seite 407 oben.)

„Nach Nordland
wollen
wir fahren...“



Lichtbilder: E. Köster.

Auf Erzschiß und Erzbahn zum Erzberg Kirunavaara. Eine Nordlandfahrt deutscher Jüngens.

Wenngleiches Nacht geworden ist, hat der Arbeitslärm im Waalbecken des Rotterdamer Hafens nicht für eine Minute aufgehört. Im Schein der elektrischen Lampen drehen sich gespenstisch die Kräne, schaufeln auf der einen Seite die letzten Reste der 9000-Tonnen-Erzladung unseres breitbauchigen Schiffes in die flachen Rheinfähne, führen ihm auf der andern aus schwarzberußten Kohlen Schiffen die für die neue Nordlandfahrt



notwendige Nahrung zu. Das donnert die ganze Nacht hindurch vom Löschen und Bunkern; Zeit ist hier wahrlich Geld, und morgen in der Frühe soll unser Dampfer den Hafen Rotterdam verlassen. Ziel ist Narvik.

Wir deutschen Wandervögel, unser dreizehn, sitzen bis in die halbe Nacht an Deck, je nach der Veranlassung mit verschiedenen Gedanken beschäf-

Abenddämmerung
im
Rotterdamer Hafen.

tigt. Wenn die schwarzen und grauen Erzbrocken in den Laderaum des nach Ruhrort bestimmten Rheinfahnes hinunterdonnern, denken die einen, die „Praktischen“, wieviel Mühe, Geld und Umwege es doch kostet, bis ein Stück brauchbares Eisen zustandekommt; träumen die anderen, die „Romantischen“: „Wären wir nur schon da, woher diese Brocken kommen — in Lapplands Wildnis!“

Fünf Tage und Nächte schwimmt dann unser leeres Schiff — nur ein paar Tausend Tonnen Wasserballast führt es mit — über die diesmal ungewohnt spiegelglatte Fläche der Nordsee und des Atlantik, unter einem wolkenlosen Himmel, bis es, vom Tranöer Loffen bugsiert, in den Westfjord einläuft. Nicht immer aber gibt es solch geruhige Fahrt; wenn wir mit dem Steuermann an Deck hocken, spinnst er wohl ein langes Seemannsgarn von den vorjährigen bösen Stürmen, da sie den halben Anker verloren, von undurchsichtigem Schneegestöber, von eiskalten, pechschwarzen Winternächten. Nicht nur der Kabeljau — auch das Eisen muß oft genug aus den Stürmen herausgeholt werden. . . .

*
Raum hat das Schiff am Verladekai zu Narvik festgemacht, setzt auch schon die rassende Arbeit der Kräne ein, poltern die ersten Erzbrocken in den fünfzehn Meter tiefen Laderaum hinab. Wenn man es sehr eilig hat — und eilig hat man es immer! — und am Kai einen freien Platz erwischt, ist dank der großen Verladevorrichtungen in Narvik das Schiff oft in fünf, sechs Stunden bis zum Rand gefüllt; häufig wird noch am gleichen Tage die Heimfahrt angetreten.

Wir Wandervögel aber verlassen hier die Spur des Erzes. Uns lockt die weite Einsamkeit Lapplands. Die Felsen von Mageröen, der Nordkapinsel, steigen vor uns auf; durch das stille Wasser des Porsanger Fjords zieht das Küstenboot seine wellige Furche — dann verschlingt uns für drei Wochen der endlose, mückendurchsurte Birkenwald Jimmarfens, das schweigende, vom Rennfährer beähte Fjäll, das Reich der Lappen, der letzten Nomaden Europas. Wildes, verträumtes Land der Felte und der hellen Nächte!

Eines Tages aber, mitten in der Wildnis, stoßen wir wieder auf die erzene Spur. Am Fuße des Rombackstötta war es, jenes merkwürdig geformten Berges, um den der Aberglaube der Lappen seltsame Sagen gesponnen. Da donnert jäh in unsere einsame Wanderung das Schüttern eines leeren Erz-zuges, der von Narvik kommt und ein eisernes Echo von den Granitfelsen wirft. Bierzig schwere Rippwagen rasseln an uns vorüber. So lang ist jeder Erzzug. Doch halt! — da freisch! die Bremse; der Zug steht vor dem Stationshaus von Vassijaure, auf der schwedisch-norwegischen Grenze. Wir eilen hin, und es gelingt uns mit knapper Not aufzuspringen. Doch leider nicht allen! Zwei unserer Kameraden haben unter der Last ihrer „Lappländerinnerungen“, der Renngehörne, der Felle, Lappengeräte und der schweren Filmkamera den Zug nicht mehr erreichen können. Aber in Lappland ist man nicht

so. Auf der nächsten Station hält unser Zug eben so lange, bis die Nachzügler auf einer Bahndraisine angeradelt kommen. Und kein Zugführer, und kein Schaffner, der schimpft! — Weiter! Durch unzählige Tunnels und Schneegalerien führt die Spur dieser nördlichsten Bahn der Erde, die, eigens für den Erztransport unter unendlichen Mühen erbaut, im Jahre 1902 eröffnet wurde. Man hat nicht Augen genug, um die gewaltige Schönheit dieser Landschaft zu fassen, deren höchste Gipfel in ewigem Schnee stecken. Und man möchte zugleich nichts von den Worten unseres Zugführers verlieren, der uns aus seinem Bahnleben erzählt. 16 bis 17 Züge rollen tagaus tagein von Kiruna nach der Küste, wo sie ihre teure Last dem Bauch der Schiffe anvertrauen. Und jeder Wagen faßt 35 Tonnen, so daß auf einen Zug 1400 Tonnen und auf den Tag rund

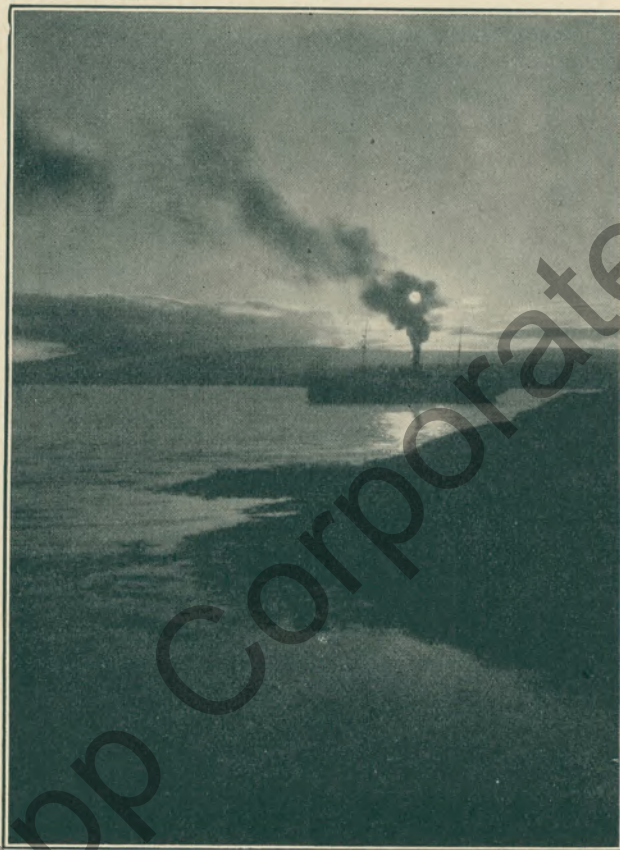
23 000 Tonnen entfallen. Walter hat schon den Bleistift gezückt, um den Jahrestransport zu errechnen; er kommt auf die gewaltige Zahl von 8 Millionen Tonnen. Von solchen Zahlen hätte sich freilich der Lappe Mångi nichts träumen lassen, der Anno 1736 der Stockholmer Regierung meldete, er habe in seinen Rentierweiden um den Schneehuhnberg (das heißt „Kirunavaara“) Eisenerze gefunden. Seither pflegt man die Erze mittels Rentieren an die Eisenhütten in der Nähe der Küste zu verfrachten. Aber das Erz gab schlechtes, kaltbrüchiges Eisen; und so hatten die Betriebsversuche bald aufgehört. Erst um 1878, als der Thomasprozeß entdeckt wurde, der es ermöglichte, gutes Eisen aus phosphorreichen Erzen zu gewinnen, wurde der ungeheure Wert dieser Erzberge offenbar.

Unser Zug donnert weiter. Mitunter äugt, furchtlos, des Anblicks gewohnt, ein Rentierrudel herüber, zieht ein buntgekleideter Lappe in seinem eigentümlich latschenden Gang vorbei. Vor der Station Torneträsk liegt ein totes Renn auf den

Schienen. Symbol! — Die Erzbahn mordet den Lappen und das Renn.

Nun braust der Zug über sumpfiges Birkenplateau. Auch er — wie jenes Erzschiff, das uns herbrachte — hat es eilig. Die Welt braucht Eisen!

Kiruna! — Ein Bahnhof, freundlich und blickblank wie alle in Schweden. „1412 Kilometer från Stockholm“ — steht daran zu lesen. Wir steigen aus und lenken unsere Schritte über den Bahnhofsvorplatz der Hauptstraße zu. Hauptstraße — das ist nicht das richtige Wort. Denn diese Stadt ist anders als die schwedischen Städte, die wir bisher sahen. Natürlich — ist sie doch über Nacht in diese Wildnis hineingebaut worden! Von allen Städten Schwedens ist Kiruna die am meisten amerikanische. Aus der ursprünglichen Barackensiedlung ist dank der Arbeit Hjalmar Lundbohms eine weit und luftig gebaute Stadt der Willen entstanden, wo rot, gelb, grün oder weiß gestrichene, schmucke Holzbauten aus großen Gärten hervorleuchten; Gärten, deren Birken- und Fjällpflanzenwuchs verrät, daß sie einst nichts anderes als lappländischer Wald gewesen. Wer, wie wir, aus der Wild-



Sonnenuntergang vor Narvik.

nis kommt, die eine knappe Viertelstunde weiter mit ihrer grenzenlosen Verlassenheit beginnt, ist seltsam berührt durch diese Kultur und den Geruch von Wohlhabenheit, der in dieser Stadt von 10 000 schaffenden Menschen allenthalben spürbar ist. Städtliche gemeinnützige Bauten, insbesondere Schulen, stehen hervor; zahlreiche Kaffeehäuser locken uns der Süßigkeiten entwöhnte Wanderer; Musik tönt aus dem Kinotheater; elegante Autos hupen durch die gutgebauten Straßen, die das Glockenzeichen der Elektrischen durchschreien.

Eben kommen wir an der schönen Kirche vorüber, deren Bauart in etwa an die der Lappenhütten erinnert — da schrecken wir zusammen: aus den Lüften heulen Sirenen! — Fliegergefahr? — Da donnert es auch schon wie von einschlagenden Bomben; über den Bergen springen weiße Wolken auf. Kein Mensch kümmert sich darum; wir dürfen beruhigt sein: das ist die Alltagsmusik, die diese Stadt am Leben hält — Sprengungen auf dem Kirunavaara.

Ich betrete das Grubenkontor. Da der Besuch unserer Gruppe schon von daheim angemeldet ist, wird uns in freundlicher Weise ein gutes Quartier im neuen, vorzüglich eingerichteten Junggesellenheim der Gesellschaft beschafft; dann lädt man uns für den folgenden Tag zu einer Besichtigung des Erzberges ein.

Die 8-Uhr-Sprengungen sind vorüber. Unter kundiger Führung geht es mit der elektrischen Bergbahn auf den über 700 Meter hohen, 4700 Meter langen Erzberg. Droben blickt man in Gruben und auf Terrassen, zu denen Holztreppen hinaufführen. Auf dem Wege zu den

Arbeitsstellen entspinnt sich bald eine lebhaftere Unterhaltung zwischen unserm Führer, der vorzüglich Deutsch spricht, und unsern Wandervögeln, denen als rheinischen Industriejungen ein solcher Eisenberg natürlich viel zu sagen hat. Was sie nicht



Sprenglochbohrung.

alles wissen wollen! Wem das Bergwerk gehört? — die erste und sicher nicht unwichtige Frage. — „Es ist Eigentum der Luossavaara-Kiruna-vaara-Aktiebolag, deren Aktien zur Hälfte dem Staat gehören. Natürlich ist auch Kreuger stark beteiligt.“ — „Man sieht so wenige Arbeiter; wieviel sind es im ganzen?“ — „Ja, mein Junge, der Berg ist groß; es sind an 2000 Arbeiter, nicht eingerechnet die 500 Angestellten.“



Sprengung.

„Und die Arbeitszeit?“

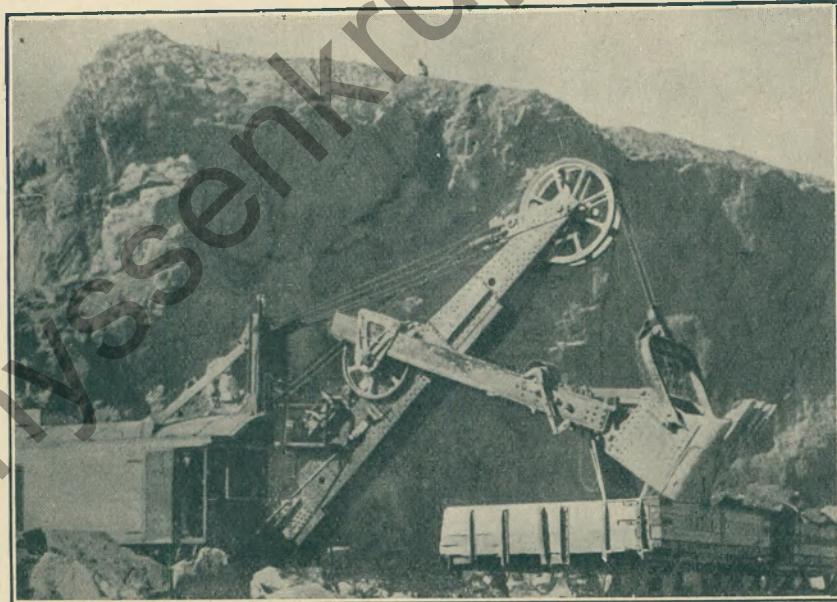
„Über Tag wird täglich $7\frac{1}{4}$ Stunden gearbeitet, unter Tag — das sind rund 10 % der Belegschaft — $6\frac{1}{4}$ Stunden.“

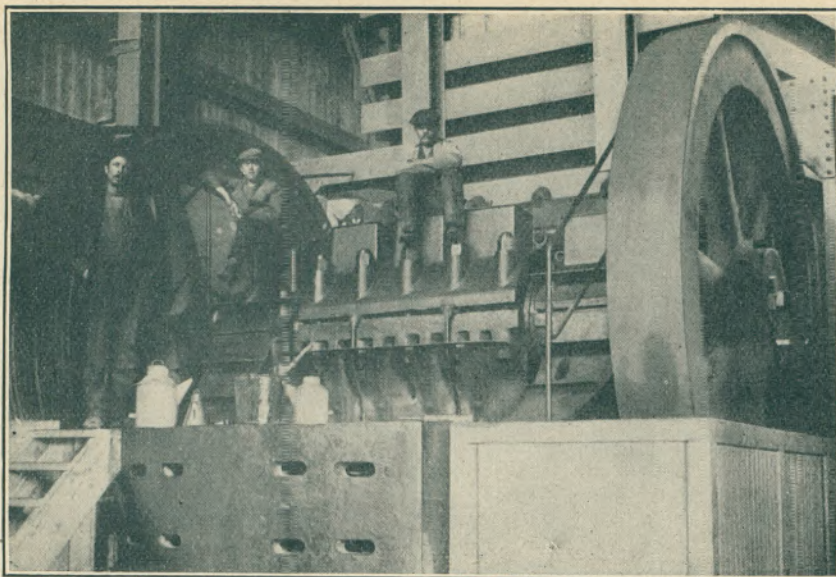
„Und wieviel verdienen die Arbeiter?“

„Am deutschen Maßstab gemessen, sehr viel: 20 bis 25 Kronen am Tag. Und daneben gibt es noch bessere Verdienener, wie die Bohrschmiede; die kommen auf über 1000 Kronen im Monat.“

„Donnerwetter!“

„Ja, freilich ist das Leben in Schweden teuer, wie ihr gewiß schon erfahren habt. Trotzdem kann man auch hierzulande bei solchen Löhnen gut leben, zumal die sozialen Einrichtungen der Gesellschaft vorbildlich sind. 60 % der Arbeiterhäuser sind vom Werk erbaut; daneben gibt es hier große Konsumgeschäfte, Bäder und eine gute Volksbücherei. Wenn wir wieder unten sind, müßt ihr euch das ansehen. Und vergesst nicht die Berufsschule; darauf sind wir besonders stolz: Bagger. dort werden die der Volksschule ent-





Im Zermalmerwerk.

wachsenen jungen Leute theoretisch und praktisch in vor- aus den umherliegenden Porphyrbrocken zum Andenken eins züglichen Werk- stättenausgebildet. — Aber, halt! Hier sind wir an einer neuen Bohr- stelle!“

Eine lange Stahl- stange frist sich surrend und rat- ternd in den Fels. Ein Mann grüßt freundlich. Er ist damit beschäftigt, mittels einer elek- trischen Stoßbohr- maschine ein Sprengloch zu er- bohren.

„Diese Löcher sind gewöhnlich 8 bis 12 Meter tief“, erklärt unser Führer, „jede Sprengung erfordert 100 bis 150 Kilogramm Dynamit, und Tag gehen hier 6 Tonnen Dynamit in die Luft. — Hallo, akta! rina herrar!“ rief er dann den auf den Schienen der elektrischen Grubenbahn stehenden Jungen zu. Eine Lokomotive mit drei schweren, hochbeladenen Kippwagen glitt pfeifend vorüber. Sie kam von einem elektrischen Malmkran her, der ausfah wie ein vorsintflutliches Ungeheuer, als er jetzt das zackige Maul öffnete und mit scharfen Zähnen die durch die letzte Sprengung gelösten Erzbrocken vom Berg- hang fraß. Schon stand ein neuer, leerer Zug bereit, und donnernd rollten die Blöcke in die Wagen. Wir folgten den Schienen — übrigens: alles, was elektrisch betrieben werden kann, wird von der großen Zentrale Schwedens, dem Porjus-Kraftwerk, gespeist — und gelangten in das Zermalmerwerk („Kroff“). Ein Mann stand angefeilt im stillgelegten Zermalmer und bearbeitete einen gar zu unförmigen Riesenblock mit dem Handbohrer. Nachdem dies geschehen, setzte der Zermalmer unter gewaltigem Schütteln

ein, um die Erzbrocken zu „manierlichen“ Stücken von etwa 20 bis 25 Kilogramm zu zerkleinern.

„Seht ihr“, schrie der Führer — denn man verstand sein eigenes Wort kaum —, „jetzt ist der ‚Malm‘ verschwunden. Aus dem Zermalmer rollt nämlich das Erz durch einen langen Schacht in den 113 Meter tiefer liegenden Bahntunnel — und von dort tritt es die lange Reise an, zunächst nach Narvik oder Lulea — und dann in die weite Welt.“

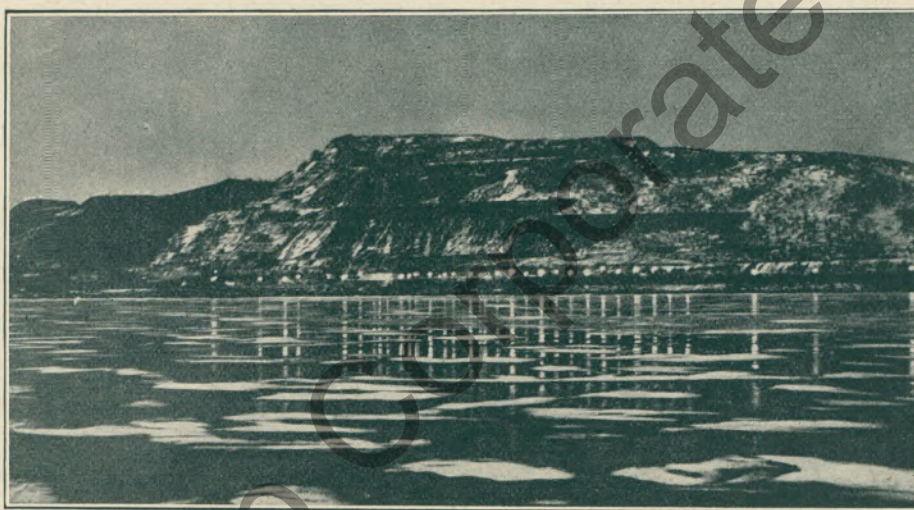
„Und wohin geht das Erz?“

„Der größte Teil geht nach Deutschland, nämlich fast 65 %, etwa 15 % nach England und 10 % nach Amerika. Im Winter ist Narvik an der norwegischen Küste der einzige Ausfuhrhafen, weil er wegen des warmen Golfstromes stets eisfrei ist. — Aber ich denke, es wird allmählich Zeit, die Grube zu verlassen. Die nächste Sprengung ist um 12 Uhr, und dann muß alles geräumt sein.“

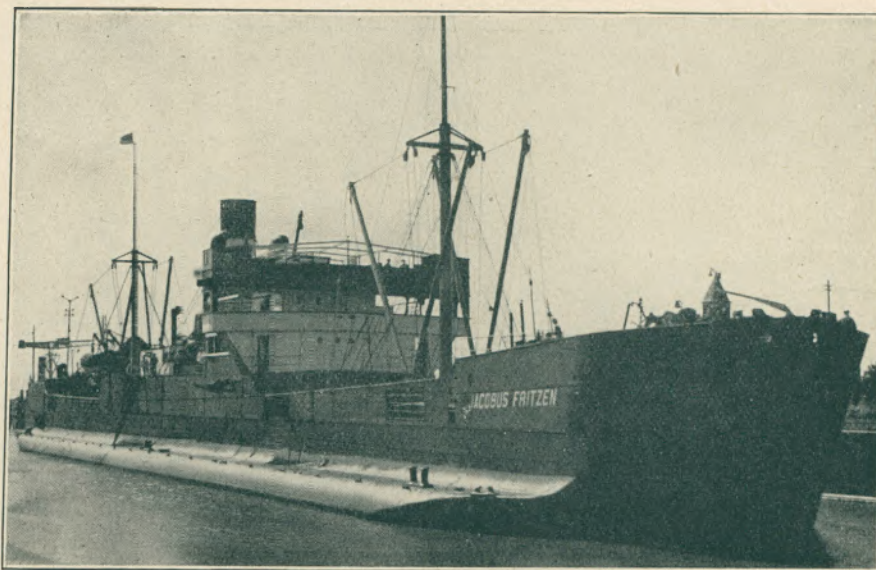
Wir ließen das donnernde Zermalmerwerk hinter uns. Unterwegs suchte sich jeder Junge

der schwärzlichen Erzstücke aus, mit denen der Boden besät war. „Als Briefbeschwerer“, meinte Willem. Wog man sie in der Hand, so schie- nen sie schwer wie reines Eisen.

„Es ist fast so gut wie Eisen“, erklärte der Führer. „Was ihr da habt, ist A-Erz, das zu 68 bis 70 % aus reinem Eisen be- steht; der Rest ist zum größten Teil Apatit. Da die Erz- mineralien schwarz sind und der Apatit weiß, kann man aus der Farbe den Phosphorgehalt in etwa schätzen. Nicht alle



Nachtsicht am Luossatacra.



Dampfer „Jacobus Fritzen“ mit Schwedenerzen für die Vereinigten Stahlwerke.



Nachtlager am Lappensee.

unsere Erze sind so reich: G-Erz z. B. ist nur 56- bis 62prozentig.“

Wir waren inzwischen eine der hohen Holztreppe emporgestiegen und standen auf der höchsten Kuppe, dem „Staatsrat“. Der Führer wies nach Norden. „Drüber“, sagte er, „steht ein zweiter Erzberg, der, wenn auch nicht gleich viel, doch gleich wertvolles Erz liefert: der Luossavaara; und dort, im Osten, haben wir noch einen kleineren, den Luollosvaara; Hjalmar Lundbohm entdeckte ihn 1897; der besteht in der Hauptsache aus 80prozentigem, phosphorfreiem Erz, das nicht exportiert werden darf. Denn das alte Sverige möchte auch etwas Gutes für sich behalten“, meinte er lächelnd. „Im übrigen ist genug für alle da“, setzte er hinzu, „Bohrungen bis in 1100 Meter Tiefe haben ergeben, daß uns im nächsten Viertelfahrtausend der Stoff hier nicht ausgehen wird.“

Unter uns leuchteten in der Mittagssonne aus dem Grün der Birken und der blinkenden Fläche des Sees Luossajärvi die bunten Holzhäuser der seltsamen Stadt. Weit ging der Blick in die Runde, wo er im Nordwesten auf den schneebedeckten Kebnekajse stieß, Schwedens höchsten Berg,

und sich im Osten und Süden in der einschränkenden Hochebene der lappländischen Wildnis verlor. Wir stiegen bergab; ein paar buntbemühte Lappen begegneten uns schlurfend auf dem von Waldbeeren blaubereiften Hang, während über Kiruna bereits wieder die warnende Musik der Sirenen heulte. . . .

Und ließen uns drunten im gemeinnützigen „Spisrum“ der Aktiebolag nieder, wo jedweder seinen ehrlichen Wandervogelhunger für eine Krone an einer jener unerschöpflichen schwedischen Lunchtafeln regelrecht

stillen konnte. Sogar Heinz und Helmut! — Und das will wahrhaftig schon etwas heißen!

Am andern Tagentführte uns der Lappländereggereß gen Süden.

*

E. Rötter.



Sommerselige Hügeleinsamkeit.

*E*n heller, flimmernder Sommertag. — Ich sitze auf einer kleinen Anhöhe, die förmlich ins weite, flache Land hineingebuckelt ist. Franken heißt dies Land, und ringsum liegt es nun aufgeschlagen wie eine Bilderbuchseite. Und sieben Dörfer kann ich da, von meinem vergnüglichen Luginsland aus, zählen. Dächer, Giebel, Gassen und Baumkronen zu sieben schnurrigen Silhouetten ineinandergeschoben und mit einem zarten Schattenblau an den Nachmittagshimmel gemalt. Sieben spitzfingerige Kirchtürme nicht zu vergessen.

Und bitte auch das Spintisieren nicht ganz. Denn vielleicht gibt es ja in dem einen dieser sieben Dörfer noch so einen alten, verträumten Bauernbrunnen, ganz versteckt unter einem Hollerbusch, so daß man glauben könnte, das Brunnenwasser quelle just aus dem wippenden Hollerbuschherz, wenn da am Abend die Bauernmädge herumstehen und ihre heimlichen Geschichten miteinander austuscheln. Und vielleicht gibt es in dem andern Dorfe noch so ein Stück deutsches Heimweh. Ein Wagenrad auf einem Schornstein, und darüber das lustige Haus des Herrn Adebar und seiner hochstelzigen Frau Gemahlin, geborenen Storch.

Ja, von so närrischen Gedanken wird man wohl auf diesem kleinen Sommerhügel erwischt. Und dabei gleiten die Augen übers weite, flache Land, spielen über die zitternde Grashalmnähe hier zu jener unendlichen Himmelsferne hinüber, gehen ungezählte Wege, die allzusammen wie eine Wallfahrt durch den Sommer sind . . . und nehmen Bild um Bild wie zwei liebe, neugierige Fensterlein auf. Da eine glitzernde Bachschleife, an der ein paar alte Weiden gleich ein paar alten, bemoosten Philosophen hocken. Dort einen Weg und ein Saatfeld dazu und einen verschlafenen Wegweiser obendrein. Einmal das rote Mieder eines Bauernmädchens und ein gelbes

Dotterblumenscherso in einem grünen Wiesenviereck. Und ein anderes Mal das kuriose Flugbild dreier Wildenten, das weit oben an einem putzigen Wolkengesicht vorbeischwingt.

Nun sind die zwei lieben, neugierigen Fensterlein müde und schließen sich. Und ich lege mich faul ins Gras zu-

rück und lasse jetzt den Ohren ihre Freude. Aber ganz gerissene Schatzgräber sind auch die beiden. Das Zirpen einer Grille heben sie in meine sommerselige Hügeleinsamkeit hinein . . . und jetzt das hauchleise Knistern des Windes im Gras und zugleich den fernen Schlag einer Glocke. Nicht genug. Eine summende Bienenlitanei spüren sie auf, einen tappenden Bauernschritt tasten sie herbei, den zwitschernden Singevers eines kleinen Mädchens holen sie heim. Eine klingende Frömmigkeit streichelt da wohl an meinem Herzen vorbei, hascht ein Echo daraus und verweht dann wie ein kurzer Atemzug.

Denn jetzt nur nichts mehr hören und nichts mehr sehen. Sich tief ins Gras hineinkuscheln und der Erde ganz

nahe sein. Seltsamer Wunsch, der mich nun packt. Ein Baum möchte ich plötzlich sein. Und auf dieser kleinen Anhöhe möchte ich stehen, die Wurzeln sturmfest verankert, in den Zweigen ein Vogelnest. Eine Birke vielleicht . . . und der Wind müßte auf mir wie auf einer grünen Flöte eine Jubilate spielen. Und dann wahrhaftig nichts mehr zu wissen brauchen von zu engen, düsteren Vorstadtgassen, von grauen Hauswänden und von dem Ticken eines müden Schreibmaschinchens.

Aber daran denke ich ja jetzt nicht. Ich liege auf einer kleinen Anhöhe in Franken und baue mir in die sommerselige, heimatleise Hügeleinsamkeit ein Bild hinein, das zu wunderschön ist, um darüber das rechte Wort sagen zu können. . . .

Max Bardroff.

IX/30



Zur Erde.

Radierung von Sascha Kronenburg.



Radierung von Otto Quante.

Straße im Herbst.

Die wirkliche Wirtschaft.

Von Ludwig Reiners.

IV. Die Probleme der internationalen Verflechtung*.

(Fortsetzung.)

Ist eine **passive** Handelsbilanz unbedingt ein ungünstiges Zeichen für eine Volkswirtschaft? — Führt ein Auslandskredit unbedingt zu einer starken Abhängigkeit des Schuldners von dem fremdländischen Kapitalgeber? — Schattenseiten der Kapitalhergabe. — „Ein Volk kann sich groß **hungern**, aber nicht groß **borgen**!“

A: Sind eigentlich auch die anderen Völker in so starkem Maße durch Warenaustausch mit der Weltwirtschaft verflochten wie das deutsche Volk?

B: Das kann man schon sagen. Bei einer ganzen Anzahl Staaten ist sogar der Anteil der Einfuhr und der Ausfuhr an dem gesamten Güterumsatz noch sehr viel größer als bei Deutschland, so z. B. bei Dänemark, der Schweiz, Norwegen, Holland, Schweden und der Tschechoslowakei. Ziemlich genau so groß wie bei Deutschland ist der Anteil der Auslandswirtschaft bei Großbritannien und bei Frankreich; auch bei Italien und Japan liegt die Anteilziffer fast ebenso hoch. Am wenigsten in den Weltverkehr verflochten sind gerade die unentwickelten Länder, also etwa Polen, Rumänien, Britisch-Indien und andere. Das einzige wirtschaftlich entwickelte Land, bei dem die Einfuhr und die Ausfuhr nur etwa 7 % seines Güterumsatzes ausmacht, sind die Vereinigten Staaten. Sie sind, wie man das zu nennen pflegt, weitgehend autark, das heißt in der Lage, einen sehr großen Teil ihrer Bedürfnisse selbst zu decken.

* Vgl. die Aufsätze Heft Nr. 3 Seite 98, Heft Nr. 4 Seite 147, Heft Nr. 5 Seite 195, Heft Nr. 6 Seite 263, Heft Nr. 7 Seite 313, Heft Nr. 8 Seite 361.

A: Aber andere Länder haben wahrscheinlich einen Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr, also eine aktive Handelsbilanz.

B: Sämtliche Länder Europas, mit Ausnahme der Tschechoslowakei, haben eine passive Handelsbilanz. Du mußt dich von der ganz verkehrten Auffassung freimachen, als sei eine passive Handelsbilanz ein ungünstiges Zeichen für eine Wirtschaft. Das Wort „passive Bilanz“ führt hier den Laien immer irre. Die Handelsbilanz ist keine Gewinn- und Verlustrechnung. Sie gibt nur die Ziffern für Ein- und Ausfuhr an. In Wahrheit beweist die Passivität oder Aktivität einer Handelsbilanz noch gar nichts für den Wohlstand eines Landes; es kommt alles auf die Verhältnisse im einzelnen an. England z. B. hat von jeher eine passive Handelsbilanz; es bezahlt seinen Einfuhrüberschuß mit den Zinsen, die es aus seinen Auslandsanlagen empfängt, und mit den Frachteinahmen seiner Schifffahrtslinien. Der Wohlstand des Landes drückt sich in dieser Situation aus. Umgekehrt hat Persien eine aktive Handelsbilanz; es muß viel ausführen, um seine Einfuhr damit zu bezahlen und alte Schulden abzahlen zu können. Ist Persien darum reicher als England?

In Deutschland war vor dem Krieg die Handelsbilanz in Zeiten guter Konjunktur am stärksten passiv, weil dann die wachsende Wirtschaft viele Auslandsgüter zu ihrem Ausbau und zum Verbrauch benötigte.

A: Aber eine aktive Handelsbilanz bringt doch Geld und Kapital ins Land.

B: Das ist völlig irrig. Du mußt dir die wirklichen Vorgänge einmal anschaulich vorstellen: Nehmen wir an, irgendein Land — sagen wir willkürlich Schweden — hat für 1 Milliarde Güter exportiert. Dann hat es eine Forderung ans Ausland von 1 Milliarde. Diese Forderung kann es nur auf zwei Arten verwenden: entweder kauft es hierfür ausländische Waren oder es läßt den Betrag im Ausland stehen, es leiht ihn also an das Ausland aus. Das geschieht gewöhnlich dadurch, daß es ausländische Wertpapiere kauft. Schweden könnte höchstens noch verlangen, daß sein Schuldner in Gold bezahlt. Aber du weißt ja aus unseren früheren Unterhaltungen: eine dauernde Goldeinfuhr ist eine Einfuhr toten Kapitals, das keinen Ertrag abwirft. Also: Ausfuhr bringt nicht „Geld“ ins Land, sondern immer nur ausländische Waren oder ausländische Schuldscheine.

Freilich ist Deutschland infolge der Reparationsverpflichtungen in einer besonderen Lage; das werden wir nachher noch eingehend besprechen.

A: Und wie verteilt sich der gesamte Welthandel auf die einzelnen Länder?

B: Die Ausfuhr aller Länder zusammengerechnet beträgt rund 135 Milliarden. Die Anteile der wichtigsten Länder sind folgende:

Vereinigte Staaten	16%
Großbritannien	12%
Deutschland	9%
Frankreich	7%
Alle übrigen Länder folgen in weitem Abstand, und zwar:	
Kanada	4%
Britisch-Indien	4%
Argentinien	4%
Japan	3%
Italien, Holland und Belgien je	2,5%

Zieht man die Vorkriegszeit zum Vergleich heran, so hat Deutschland seinen Vorkriegsanteil noch nicht ganz wiedergewonnen.

A: Steigt eigentlich das Volumen des Welthandels immer mehr an, oder ist hier ein gewisser Höhepunkt erreicht?

B: Man kann mit Sicherheit annehmen, daß hier der Höhepunkt noch lange nicht erreicht ist. Das Handelsvolumen der Welt betrug ungefähr in heutiger Mark:

1890 . . .	140 Milliarden
1913 . . .	240 Milliarden
1929 . . .	285 Milliarden

Da, wie wir sehen, überhaupt erst ein Drittel der Welt-

bevölkerung in den Welthandel verflochten ist, so wird sich in der Zukunft bestimmt eine weitere Steigerung ergeben, wenn auch natürlich Schwankungen eintreten können.

A: Das zweite Gebiet der internationalen Verflechtung war der internationale Austausch von Dienstleistungen.

B: Hier habe ich folgendes im Auge: Deutsche Schiffe transportieren ausländische Personen und Güter. Deutsche Versicherungsgesellschaften übernehmen ausländische Risiken. Deutsche Banken vermitteln, namentlich durch ihre ausländischen Filialen, ausländische Kreditgeschäfte. Schließlich bereisen Ausländer das deutsche Gebiet und geben hier das Geld ihres Landes aus.

Diese sämtlichen Vorgänge spielen sich natürlich auch umgekehrt ab: Deutsche reisen im Ausland, benutzen ausländische Schiffe, ausländische Versicherungen usw. usw. Du wirst dich erinnern, daß ich bei der Besprechung der Zahlungsbilanz erwähnt habe, daß es außer dem Waren- und Kapitalverkehr noch verschiedene kleinere Posten des internationalen Verkehrs gäbe; hierbei habe ich vor allem diese Vorgänge im Auge gehabt.

A: Und was machen diese Vorgänge zahlenmäßig aus?

B: Deutschland vereinnahmt aus diesem Austausch jährlich etwa 1300 Millionen, darunter 190 aus dem Reiseverkehr der Ausländer in Deutschland. Andererseits bezahlt es für ausländische Dienste etwa 950 Millionen; hierin stecken 300 Millionen Ausgaben Deutscher für Auslandsreisen. Es bleibt also ein Einnahmeüberschuß von rund 350 Millionen.

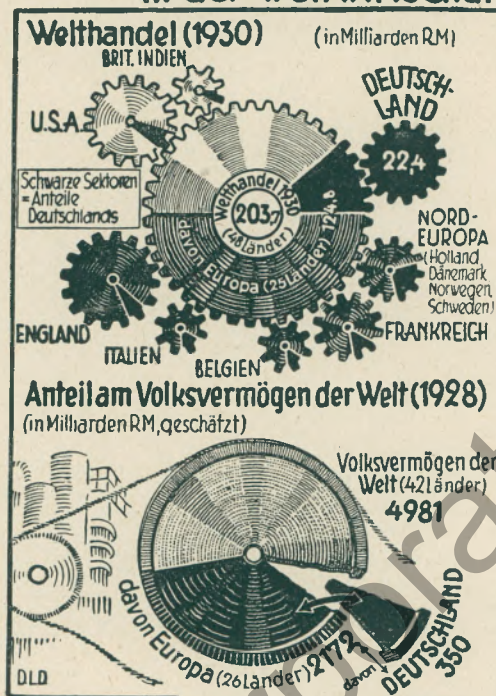
Wie du siehst, sind die Beträge gegenüber dem Warenverkehr natürlich sehr viel geringer. Dagegen fallen sie bei anderen Ländern mehr ins Gewicht. So bringt z. B. der Fremdenverkehr Italien jährlich etwa 600 Millionen Mark Einnahmen. Umgekehrt werden die Ausgaben amerikanischer Touristen in fremden Ländern auf rund 3 bis 4 Milliarden Mark geschätzt.

A: Nach dem Austausch der Waren und dem Austausch von Dienstleistungen hätten wir nunmehr also noch den internationalen Kapitalverkehr zu besprechen.

B: Es ist dies die geheimnisvolle Welt des „internationalen Finanzkapitals“, jener Leute, die in der Wallstreet in Newyork oder in der City von London sitzen und nach Ansicht vieler Leute nur an diesem oder jenem Faden zu ziehen brauchen, um Wohlstand oder Hungersnot über ein Land zu verhängen. Aber auch hier werden wir sehen, daß manche viel verbreiteten Theorien einer Konfrontation mit der Wirklichkeit nicht standhalten.

Wir wollen zunächst einmal wieder die Tatsachen betrachten, um die es sich hier handelt.

Die Bedeutung Deutschlands in der Weltwirtschaft



Deutschland — ein beachtlicher Faktor in der Weltwirtschaft.

Unter dem Begriffe Weltwirtschaft versteht man heute die Summe der Produktion und Konsumtion der ganzen Welt. Der Welthandel zeigt, wie sehr eine Volkswirtschaft von der anderen abhängig ist. Der Welthandel ist also diejenige Maschine, die für den Ausgleich der überschüssigen und fehlenden Energien in der Weltwirtschaft sorgt. Auf unserem Schaubilde haben wir gezeigt, daß durch Ausfall der deutschen Aus- und Einfuhr in dem Räderwerk des Welthandels eine schlimme Zerstörung angerichtet werden würde, so daß ein Weiterlaufen der Weltwirtschaft aufs schwerste gefährdet wäre. Da sich in der Größe des Volksvermögens der einzelnen Staaten am deutlichsten die Menge der Energien, die produktiv für die Menschheit tätig sind, vergleichbar zeigt, so haben wir auf dem unteren Teil des Bildes dargestellt, wie groß der Anteil des deutschen Volksvermögens an dem der Völker der ganzen Welt ist. Die Volksvermögen sind ja gleichsam die Basis oder das Schwungrad, auf deren Grundlage bzw. durch deren Vermittlung die Weltwirtschaft in Gang gesetzt wird. Würde ein Viertel dieses Volksvermögens durch Vernichtung der deutschen Kapitalgrundlage und Finanzwirtschaft ausfallen, so würde dadurch die gesamte Weltwirtschaft in Mitleidenschaft gezogen werden.

Wenn ich mir für 1000 Schweizer Franken Aktien der Schweizer Nestlé-Milchgesellschaft kaufe, so habe ich einen Akt der internationalen Kapitalverschlebung vollzogen, und zwar nennt man dies Kapitalabwanderung oder Kapitalausfuhr. Ich habe Kaufkraft in Höhe von 1000 Schweizer Franken auf einen Schweizer übertragen, nämlich auf den bisherigen Besitzer der Aktien, und dafür verfüge ich über einen Anteil an einem Schweizer Unternehmen.

Und genau so ist es, wenn das Bankhaus Morgan der Firma Schulze & Söhne eine Anleihe von 2 Millionen Dollar gewährt. Dann hat sich ein Akt der Kapitaleinfuhr vollzogen: Schulze & Söhne erhalten eine Kaufkraft, eine Verfügungsgewalt in Höhe von 2 Millionen Dollar und Morgan, oder vielmehr diejenigen Amerikaner, welche Morgan die Anleihestücke abkaufen, besitzen eine Beteiligung an der deutschen Industrie.

A: Es fragt sich nun aber: was hat das für wirtschaftliche und sonstige Konsequenzen?

B: Diese Konsequenzen werden offenbar sehr verschieden sein, je nachdem Schulze & Söhne die Anleihe verwenden.

A: Es ist sehr unwahrscheinlich, daß Herr Schulze senior mit dem Geld schleunigst nach Monte Carlo fährt und es dort verspielt. Es ist auch nicht anzunehmen, daß er es benutzt, um sich hierfür eine neue Villa zu bauen oder daß er damit laufende Unkosten bezahlt. Denn in all diesen Fällen käme er in die größte Verlegenheit bei der Verzinsung und Rückzahlung der Anleihe. Er wird das Geld vielmehr so anlegen, daß es ihm einen Ertrag abwirft, also beispielsweise durch Errichtung eines neuen Walzwerks. Wenn die Anleihe z. B. 7%, also 140 000 Dollar kostet, so muß ihm der Betrieb des neuen Walzwerks mindestens 150 000 Dollar abwerfen, denn sonst hätte er besser getan, das Geschäft bleiben zu lassen.

B: Wenn die Auslandsanleihe so angelegt wird, daß sie mehr Ertrag abwirft als sie Zinsen kostet, so vermehrt sie offenbar den deutschen Wohlstand, genau so wie jede nützliche Kapitalverwendung. Sie stellt dann im Effekt keine Belastung, sondern eine Entlastung der deutschen Wirtschaft dar.

Glaubst du aber wirklich, daß die Auslandsanleihen stets in der Weise angelegt worden sind, daß sie mehr Ertrag abwerfen als sie Zinsen kosten?

A: Wir sprachen ja neulich schon davon, daß oft genug Kapitalien falsch angelegt werden. Wir erwähnten insbesondere, daß vor allem der Fiskus leicht geneigt ist, Anleiheerlöse nicht verbendend, sondern für andere Zwecke anzulegen; diese Zwecke mögen sehr nützlich und erfreulich sein, aber ob sie einen Ertrag abwerfen, welcher den Zinskosten der Anleihe entspricht, erscheint oft sehr unsicher.

Im übrigen gelten diese Erwägungen natürlich nicht nur für Auslands-, sondern genau so für Inlandsanleihen.

B: Dies ist eine sehr wichtige Feststellung, die du da so beiläufig machst. In der Tat ist der wichtigste Grundsatz für die Aufnahme von Auslandskapital genau der gleiche wie für die Aufnahme von neuem Inlandskapital. Wer Kapital beansprucht, muß es so anlegen, daß er es vertragsmäßig verzinsen und rückzahlen kann, das heißt so, daß es einen Ertrag abwirft. Der Ertrag beweist zugleich auch — wenigstens in der Regel —, daß dies Kapital einen Beitrag zur Güterversorgung der Nation geleistet hat. Dem Unternehmer liegt dieser Gedankengang nahe, denn wenn er es anders anlegt, so muß er mit seinem Vermögen dafür büßen. Der Fiskus dagegen tröstet sich gern damit, daß schlimmstenfalls die Steuerzahler schon in der Lage sein werden, die Zinsen aufzubringen, und legt Anleiheerlöse auch so an, daß sie keinen oder wenigstens keinen kontrollierbaren Ertrag abwerfen.

A: Du stellst es fast so dar, als sei eine Auslandsanleihe nicht anders zu beurteilen als eine Inlandsanleihe. Aber hier bestehen doch schwerwiegende Unterschiede. Vor allem begeben sich doch durch einen Auslandskredit in eine starke Abhängigkeit von meinem fremdländischen Kapitalgeber.

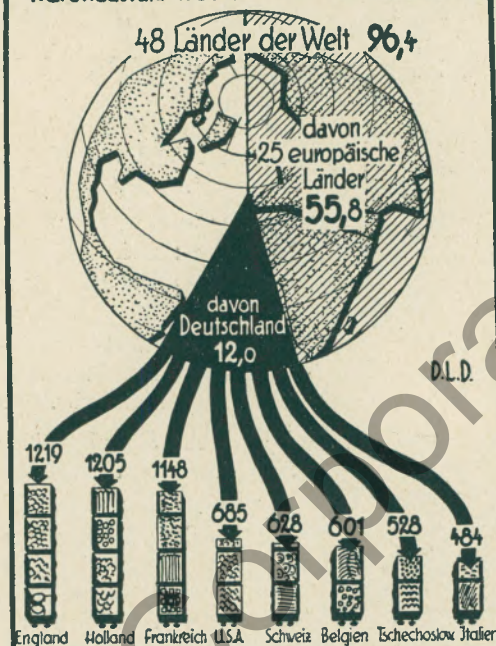
B: Das kann man nicht so pauschal entscheiden. Das kommt auf die näheren Verhältnisse an. Wenn Deutschland in Amerika langfristige Anleihen aufnimmt, so wird unter Umständen Amerika hierdurch abhängiger von uns als umgekehrt. Der Gläubiger ist nämlich daran interessiert, daß es dem Schuldner gut geht, damit dieser die Zins- und Rückzahlungsraten bezahlen kann. Dem Schuldner kann dagegen das Befinden des Gläubigers ganz gleichgültig sein. Gewiß ist der Schuldner verpflichtet, Zins- und Rückzahlungsraten zu leisten, aber diese Verpflichtung hätte er ja auch gegenüber einem inländischen Gläubiger. Vor dem Kriege hatten die Vereinigten Staaten in Europa über 20 Milliarden Mark Schulden.

Das hat sie aber durchaus nicht zu einer „Skavenplantage“ des Auslands gemacht. Bei einem langfristigen Kredit kann man also von einer Abhängigkeit des Schuldners kaum sprechen.

Wenn die Kapitalhergabe in Form einer Beteiligung erfolgt, so ist allerdings ein Mitbestimmungsrecht des Kapitalgebers vorhanden. Andererseits erhält aber der Gläubiger hierbei nur dann Zinsen, wenn der Schuldner etwas verdient hat. Er ist also erst recht auf das Wohlergehen des Schuldners angewiesen. Es wird von den individuellen Verhältnissen und sehr stark auch von der Person abhängen, wer hierbei das Szepter in der Hand hat. Auch hier ist die Lage ganz ähnlich wie bei einem Inlandskredit. Wenn ein Industrieunternehmen von einer Bank eine Million leiht, so wird man auch nicht pauschal sagen können, ob hierdurch die Industriefirma abhängiger von der

Deutschland als Lieferant auf dem Weltmarkt

Warenausfuhr 1930 im Werte von Milliarden RM



Kann der Weltmarkt auf deutsche Waren verzichten?

Der Anteil Deutschlands an der Ausfuhr aller Staaten der Erde ist größer als an der Einfuhr, d. h. also, daß die Welt mehr Bedarf an in Deutschland erzeugter Ware hat als Deutschland Waren des Weltmarktes braucht. Nun verwendet Deutschland zur Herstellung seiner Ausfuhrwaren zu einem großen Teil Rohstoffe, die es aus dem Auslande beziehen muß. Es werden ja auch noch aus Deutschland viele Waren ausgeführt, die das Ausland noch nicht gleichwertig, wenigstens nicht zu gleich billigen Preisen herstellen kann. Dadurch zeigt sich, wie groß der Ausfall auf dem Weltmarkte wäre, wenn Deutschlands Ausfuhr ausfallen würde.

Bank oder die Bank abhängiger von der Industriefirma geworden ist. Auch hier wird viel davon abhängen, wo die stärkeren Persönlichkeiten sitzen. Sicherlich ist aber eine Auslandsbeteiligung weit eher gefährlich als ein langfristiger Auslandskredit.

A: Aber wie steht es mit kurzfristigen Krediten? Diese können doch viel eher ein wirtschaftliches und politisches Druckmittel bilden, weil sie plötzlich zurückverlangt werden können.

B: Das ist richtig! Der Kapitalnehmer hängt bei kurzfristigen Krediten nicht nur von dem Wohlwollen, sondern auch von der Geldmarktsituation des Gläubigerlandes stark ab.

A: Nun ist doch aber gegenwärtig, soviel ich weiß, gerade die langfristige Auslandsverschuldung in Deutschland gering und die kurzfristige Verschuldung sehr hoch.

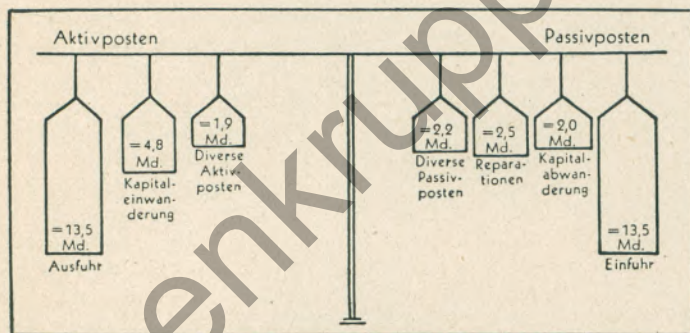
B: Das ist leider richtig, und es ist in der Tat ein ungesunder Zustand. Es ist durchaus wünschenswert, daß diese kurzfristigen Kredite konsolidiert, d. h. in langfristige umgewandelt werden.

A: Aber wenn wir immer mehr und mehr ausländisches Kapital ins Land lassen, so gehört uns doch schließlich kein Stein mehr unter den Füßen.

B: Lieber Freund, das ist doch ein offenkundiger Trugschluß. Solange wir das neu aufgenommene Kapital richtig anlegen, d. h. hiermit neue Kapitalgüter produzieren, so kann davon keine Rede sein. Nach unserem Beispiel von vorhin würde dem Ausland nicht der alte Besitz der Firma Schulze & Söhne, sondern nur das neu erbaute Walzwerk gehören, auch dieses nur in übertragenem Sinn.

Wir haben z. B. im Jahre 1928 neue Kapitalgüter im Wert von schätzungsweise 9,5 Milliarden produziert und gleichzeitig rund 3,5 Milliarden Auslandskapital aufgenommen. Wir haben also hiervon 6 Milliarden aus eigenen Ersparnissen und 3,5 Milliarden mit ausländischem Kapital produziert. Wir haben daher keinesfalls unsere Vermögenssubstanz wegverkauft, sondern unser Vermögen vermutlich sogar vermehrt.

Aber um diese ganzen Zusammenhänge noch deutlicher zu machen, müssen wir noch einen anderen Weg gehen. Sieh dir einmal dies Bild an:

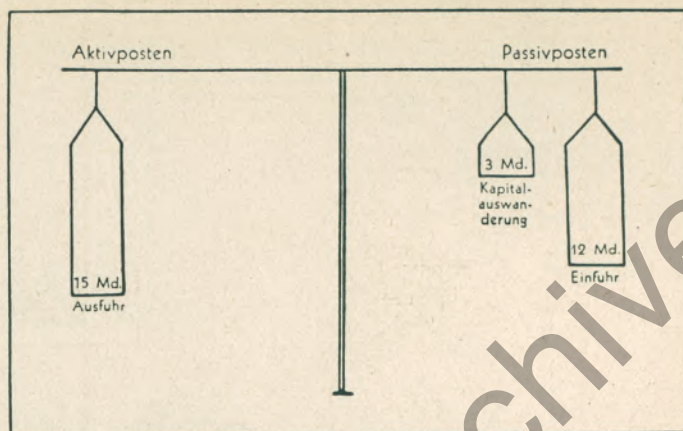


Zahlungsbilanz 1929

Es stellt die deutsche Zahlungsbilanz 1929 dar; ich habe es dir schon kürzlich gezeigt.

Wie du siehst, waren Einfuhr, Reparationen, Kapitalabwanderung und diverse Passivposten zusammen größer als Ausfuhr und diverse Aktivposten. Wir haben diese Posten daher nur dadurch bezahlen können, daß wir vom Ausland 4,8 Milliarden borgten. Eine Zahlungsbilanz, bei welcher der Ausgleich durch Kapitalaufnahme im Ausland erzielt ist, nennt man passiv. Eine passive Zahlungsbilanz bedeutet also: das betreffende Land hat sich während dieses Jahres stärker an das Ausland verschuldet.

Eine aktive Zahlungsbilanz dagegen würde so aussehen:



Schema einer aktiven Zahlungsbilanz

Dieses Land hat also mehr Devisen aus seiner Ausfuhr vereinnahmt, als es zur Bezahlung seiner Einfuhr benötigt hat. Es hat daher den Überschuß im Ausland stehen lassen, d. h. ans Ausland ausleihen müssen.

A: Wieso ausleihen müssen?

B: Ich habe dir ja schon dargelegt: ein Volk kann seinen Ausfuhrerlös nur auf zwei Arten anlegen: entweder kauft es Auslandswaren — dies kann auch die Ware Gold sein —, oder es leiht das Geld an das Ausland aus, es treibt also Kapitalausfuhr. Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht.

A: Offenbar ist es aber für ein Volk doch viel besser, wenn es eine aktive Zahlungsbilanz hat, also Kapital ausleiht.

B: Das kann man nicht so allgemein sagen. Eine aktive Zahlungsbilanz kann auch ein Zeichen einer stagnierenden Wirtschaft sein. Ein Volk ohne wachsende Bevölkerung hat, wie wir wissen, einen sehr geringen Kapitalbedarf. So ein Volk wird dann häufig den Überschuß seiner Ausfuhr im Ausland stehen lassen. Vor dem Krieg hat Deutschland jährlich 1,5, Frankreich dagegen 3 Milliarden Kapital, nach heutiger Mark gerechnet, exportiert. Die französische Zahlungsbilanz war also viel aktiver als die deutsche. Aber darum war die französische Wirtschaft nicht gesünder.

Meist lehnt sich sogar ein Volk dagegen auf, wenn seine Kapitalisten Kapital ausführen, wenn also die Zahlungsbilanz aktiv wird. Als vor dem Krieg die Bagdadbahn gebaut wurde, erklärte die deutsche Landwirtschaft, es sei ganz falsch, der deutschen Wirtschaft für diesen Zweck Kapital zu entziehen. Und wenn heute englische Maschinenfabriken ägyptischen Spinnern Kredite zur Anschaffung von Maschinen geben, so protestiert die englische Textilindustrie und verlangt, das Kapital solle im Lande bleiben und nicht die ausländische Konkurrenz großziehen.

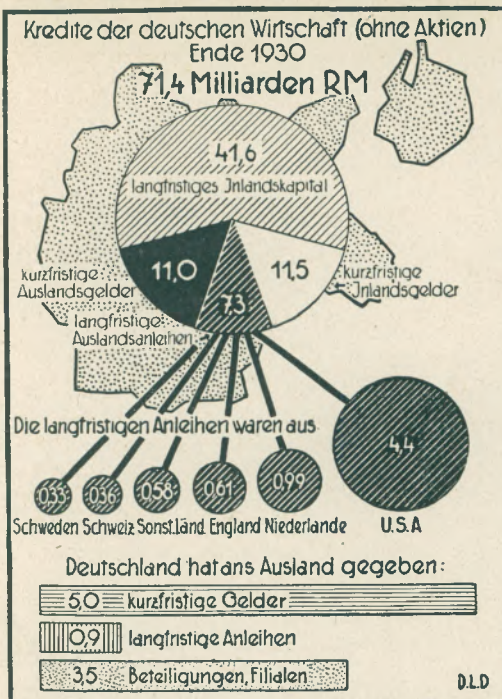
A: Das ist durchaus begreiflich!

B: Du siehst hieran, daß es unter Umständen auch seine Schattenseiten hat, Kapitalgeber zu sein. Umgekehrt ist es durchaus kein Zeichen des Verfalls, wenn ein Volk fremdes Kapital aufnimmt. Denke doch nur an die Privatwirtschaft. Ist da jedes Unternehmen faul, das sein Kapital erhöht?

A: Gewiß nicht! Jedes gesunde Unternehmen wächst und dehnt sich aus, d. h. es nimmt Kapital auf und legt es in Kapitalgütern an. Da es meist nicht selbst so viel Kapital ersparen kann, wie es für sein Wachstum benötigt, so zieht es fremdes Kapital heran, indem es sein Aktienkapital erhöht, Obligationen begibt usw.

B: So ist es auch bei den Volkswirtschaften. Wenn eine

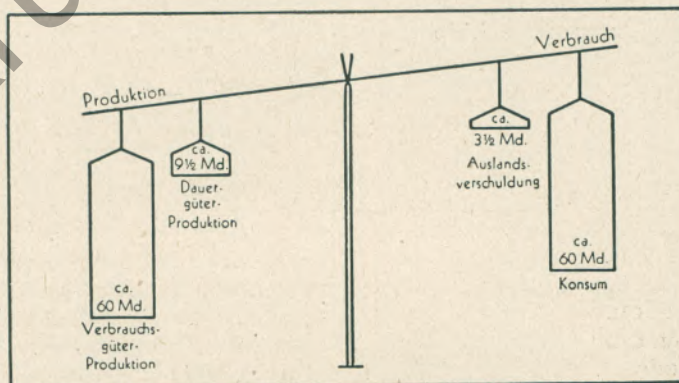
Deutschlands intern. Kapitalverflechtung



Die Bedeutung der kurzfristigen Auslandsgelder in der deutschen Wirtschaft.

Nur etwas über ein Achtel der Kredite, die die deutsche Wirtschaft zur Verfügung hat, waren Ende des Jahres 1930 kurzfristig aus dem Ausland geliehen. Die gesamte Auslandschuldung (kurzfristige und langfristige) machte Ende 1930 ungefähr ein Viertel der Gesamtverschuldung der deutschen Wirtschaft aus. Von den 11 Milliarden kurzfristigen Auslandsgeldern dürften im Jahre 1931 bisher 3 bis 4 Milliarden zurückgezogen worden sein. Schwerer ist es abzuschätzen, wie groß die Summe der im Jahre 1931 bisher aus Deutschland ins Ausland gegebenen kurzfristigen Gelder ist. Ende 1930 waren 5 Milliarden deutsche RM. im Auslande kurzfristig angelegt. Diese Summe dürfte sich nach zuverlässigen Schätzungen bis zum 1. Juni 1931 höchstens auf 7 Milliarden RM. erhöht haben.

Volkswirtschaft Kapital aufnimmt, um sich aufzubauen, so ist dies durchaus kein ungesundes Zeichen. Entscheidend für den Wohlstand eines Landes, soweit man das überhaupt kurz formulieren kann, ist nicht die Zahlungsbilanz, sondern die Produktionsbilanz seiner Wirtschaft, d. h. das Verhältnis zwischen Produktion und Verbrauch. Ein Volk darf nicht mehr verbrauchen als es produziert; sonst lebt es von der Substanz. Zum Verbrauch ist hierbei die Zunahme der Auslandsverschuldung hinzuzuzählen, denn sie bedeutet auch eine Art Güterverlust, nämlich eine Belastung durch Schuld an das Ausland. Diese Waage würde also — um dir wenigstens ein ungefähres Bild zu geben — so aussehen:



Schema einer Produktionsbilanz

A: Ich gebe zu, daß Auslandsverschuldung unter Umständen sogar zweckmäßig sein kann. Aber schließlich kann doch Deutschland nicht unbeschränkt Kapital im Ausland aufnehmen.

Fehlende Kredite

Deutschlands Zahlungsbilanz I. Halbjahr 1931
in Millionen RM



Die Goldverluste der Reichsbank.

In den letzten Jahren wurde am internationalen Geldmarkt ein Hin- und Herschwanken der kurzfristigen Kredite von einem Land ins andere beobachtet, wie nie in früherer Zeit. Nicht nur in Deutschland konnte man die Labilität dieser kurzfristigen Kredite beobachten, sondern z. B. auch in Amerika. Die Vereinigten Staaten verloren nach dem Zusammenbruch der Effektspekulation im Herbst 1929 in wenigen Wochen ein Vermögen von 400 Millionen RM. Nach der deutschen Kreditkrise konnte man dieselben Erscheinungen auf dem englischen Geldmarkt beobachten. Die Schnelligkeit, mit der Deutschland in diesem Sommer einen großen Teil seiner ausländischen Kurz kredite verlor, zeigt deutlich, wie empfindlich der Geldmarkt auch gegen politische und wirtschaftliche Störungen ist. Kredite, wie sie die deutsche Wirtschaft braucht, werden aus dem Auslande nur zurückkehren, wenn das Wirtschaftsleben sich weiterhin konsolidiert und die politische Entwicklung ruhig verläuft.

B: Das ist richtig! Auch die Frage der Auslandschulden ist eine Frage des Maßes. Man schätzt die Auslandschulden Deutschlands für Ende 1929 auf 15 Milliarden Reichsmark.

Hierbei ist die politische Schuld aus dem Youngplan natürlich nicht eingerechnet; ihr Kapitalwert beträgt etwa 35 Milliarden.

Aber diesen 15 Milliarden Reichsmark Auslandschulden stehen auch gewisse Auslandsguthaben gegenüber, welche sich freilich sehr viel schwerer schätzen lassen. Man nennt hierfür die Ziffer von 10 Milliarden; es würde dann also eine Nettoverschuldung von 5 Milliarden Reichsmark übrigbleiben. Das sind wenige Prozent des sogenannten

Volkvermögens. Es erscheint also unbedenklich, wenn Deutschland seine Auslandschulden noch erhöht, sofern es das Kapital langfristig erhält und werbend anlegt, und sofern es dem ausländischen Kapitalgeber kein Mitbestimmungsrecht einzuräumen braucht.

A: Aber wie du selbst sagst: auch diese Kapitalaufnahme hat eines Tages ihre Grenze erreicht. Was soll dann geschehen?

B: In diesem Tage müssen wir in der Lage sein, unsere Einfuhr, die Reparationen und die Zinsen nicht mehr wie bisher teilweise mit geliehenem Kapital, sondern mit Ausfuhr zu bezahlen. Sieh dir einmal unser Bild von der deutschen Zahlungsbilanz an! Wir müssen dann also das Gewicht Ausfuhr so verstärken oder das Gewicht Einfuhr so vermindern, daß die Waage im Gleichgewicht bleibt, auch wenn das Gewicht Kapitalzufluß wegfällt. Wir müssen also unsere Handelsbilanz um 3 Milliarden aktivieren.

A: Und glaubst du, daß dies möglich sein wird?

B: Das kann niemand voraussagen.

A: Aber man kann doch wenigstens die Möglichkeiten abwägen, die in dieser Hinsicht vorhanden sind.

B: Beginnen wir mit der Möglichkeit der Ausfuhrsteigerung. Der gesamte Welthandel in Fertigwaren — denn für uns kommen praktisch fast nur Fertigwaren in Frage — liegt bei rund 50 Milliarden. Hiervon entfallen auf Deutschland etwa 10 Milliarden. Deutschland müßte somit seinen Anteil um 3 Milliarden auf 13 Milliarden oder 26 % des Welthandels steigern. Nun haben wir ja zwischen 1925 und 1929 unsere Ausfuhr sogar um 4 Milliarden gesteigert. Aber ob wir diese Steigerung aufrechterhalten oder gar noch um weitere 3 Milliarden erhöhen können, ist ganz unsicher. Da wir überwiegend Arbeitsleistungen exportieren, hängt das, wie du ja weißt, vom Preis der Arbeitsleistungen in Deutschland und im Ausland ab.

A: Eine so große Ausfuhrsteigerung ist dann recht zweifelhaft, denn die deutschen Löhne sind ja außerordentlich starr. Außerdem nehmen ja in allen Ländern anscheinend die Einfuhrschränken zu; diese Ausfuhr wäre daher, wenn überhaupt, nur zu Verlustpreisen möglich. Diese würden eine starke Schädigung der deutschen Wirtschaft mit sich bringen.

Ferner würden hierfür weitgehende Umstellungen der deutschen Wirtschaft erforderlich sein. Diese Umstellungen würden vermutlich erhebliche Kapitalaufwendungen verursachen.

Schließlich würde die deutsche Wirtschaft hierdurch noch mehr von ausländischen Märkten und damit von gesetzgeberischen Maßnahmen fremder Regierungen abhängig werden. Jrgendein Schutz Zoll in einem der Absatzländer könnte dann ganze Industrien lahmlegen und hierdurch zu weitgehenden Erschütterungen oder mindestens einschneidenden neuen Umstellungen der deutschen Wirtschaft führen. Ich glaube, daß man, sofern uns nicht besonders günstige Zufälle zu Hilfe kommen, mit einer Ausfuhrsteigerung um 3 Milliarden Mark schwerlich rechnen kann. Der deutsche Export müßte schon ganz neue Absatzgebiete hinzugewinnen. Freilich ist dies ja möglich, wenn der Wohlstand und damit die Aufnahmefähigkeit einiger noch nicht voll entwickelter Länder in Europa und Asien zunehmen sollten.

B: Man kann zum mindesten sagen, daß man sich hierauf keinesfalls verlassen kann, sondern sich auch nach anderen Möglichkeiten umsehen muß. Es handelt sich hier vor allem um die Frage, ob es möglich ist, wenigstens einen Teil dieser 3 Milliarden durch Einschränkung der Einfuhr hereinzuholen. Die landwirtschaftlichen Sachverständigen glauben ja, daß es bei geeigneter Organisation der deutschen Landwirtschaft möglich sein müßte, die Einfuhr an Lebensmitteln wenigstens um 1 oder 2 Milliarden zu vermindern.

Einen starken Bundesgenossen bei der Aktivierung seiner

Handelsbilanz würde Deutschland allerdings finden, wenn die gegenwärtigen niedrigen Rohstoffpreise anhalten. Die Differenz zwischen den Rohstoffpreisen 1929 und 1930 bedeutet für Deutschland eine Ersparnis von einer Milliarde.

A: Ja, aber besitzt denn das Ausland überhaupt die Kaufkraft, um die erhöhten Mengen deutscher Ausfuhr aufzunehmen?

B: Die Kaufkraft besitzt es ohne weiteres, die Frage ist nur, ob es den Kaufwillen besitzt. Die Kaufkraft verschaffen wir dem Ausland ja, indem wir ihm jährlich einen Betrag von 2 Milliarden Goldmark zur Verfügung stellen.

Machen wir uns den Vorgang der Reparationszahlung einmal klar:

Die deutsche Regierung nimmt von dem Einkommen ihrer Bürger 2 Milliarden — das sind etwa 3 % dieses Einkommens — durch Steuererhebung weg und übergibt sie den Regierungen der Gläubigerländer. Diese Maßnahme enthält zwei Akte. Der erste Akt ist die Erhebung der Steuern. Diese Sorge trifft den Reichsfinanzminister. Der zweite Akt ist die Übergabe an die ausländischen Regierungen. Natürlich kann die deutsche Regierung diesen keine deutschen Zahlungsmittel übergeben, denn damit können sie nichts anfangen. Sie muß die 2 Milliarden Mark in Devisen umtauschen und in Form von Devisen übergeben. Dieser Umtausch ist Sorge des Reichsbankpräsidenten.

Man hat darüber gestritten, ob der Reichsfinanzminister oder der Reichsbankpräsident mehr Ursache hätte, schlecht zu schlafen. Aber offenbar hängen die beiden Akte eng miteinander zusammen. Deutschland hat 2 Milliarden Kaufkraft weniger, es kann also für 2 Milliarden weniger Güter kaufen. Das Ausland hat 2 Milliarden Kaufkraft mehr, kann also mehr kaufen. Würde nun das Ausland einfach dieselben Güter zu denselben Preisen kaufen, die bisher Deutschland gekauft hat, so würde sich die Übertragung glatt abwickeln. Dann würde Deutschland für 2 Milliarden Waren, welche bisher die inländischen Steuerzahler gekauft hatten, in die Gläubigerländer exportieren und sich hierdurch die Devisen beschaffen. Es hätte dann in Waren bezahlt.

Aber das Ausland denkt nicht daran, automatisch gerade diese Güter zu kaufen. Es verwendet diese neu erhaltene Kaufkraft vielleicht für ganz andere Zwecke. Seine Produzenten wollen selbst soviel wie möglich absetzen. Hier zeigt sich — wie Cassel einmal sagt — der wunderliche Gegensatz zwischen dem Trieb zu begehren und der Unlust zu empfangen.

So entsteht eine Störung der Weltwirtschaft durch die Reparationen. Deutschland ist mit 2 Milliarden als Käufer ausgefallen. Andererseits sind die Gläubigerregierungen mit 2 Milliarden neuer Kaufkraft hinzugekommen. Diese Verschiebung vollzieht sich nur auf dem Papier glatt, in der Wirklichkeit stößt sie auf all die Schwierigkeiten des internationalen Waren- und Zahlungsverkehrs, über die wir gesprochen haben.

Der Weg zur Lösung dieser Frage wird schwer sein. Deutschland wird vielleicht, um die Exportsteigerung oder Importminderung zu erzwingen, Lohndrücker der Welt werden müssen. Auslandsanleihen erleichtern uns diesen Weg, sofern sie produktiv angelegt werden, und verschaffen uns Zeit. Aber sie verschleiern auch die Notwendigkeit, die Handelsbilanz zu aktivieren. Bonn hat einmal gesagt, ein Volk könne sich groß hungern, aber nicht groß borgen. „Die Freiheit kann man nicht auf Kredit nehmen, man muß sie bar bezahlen.“ (Schluß folgt.)

Es ist nun einmal so: in älteren Jahren wird man stiller und verschlossener und braucht eine unglaubliche Zeit, bis die Rinde schmilzt, die das äußere Leben um unser inneres legt; selbst solchen gegenüber, bei denen wir unter einem ähnlichen Panzer eines Freundes Herz ahnen. Wird es nicht um jeden von uns stiller und stiller, wenn wir einmal den Höhepunkt des Lebens überschritten haben?

Max Eyth.



Im heißen Tropenland von weißen und farbigen Männern dem Boden abgerungen...

Aus dem Reiche der Baumwolle.

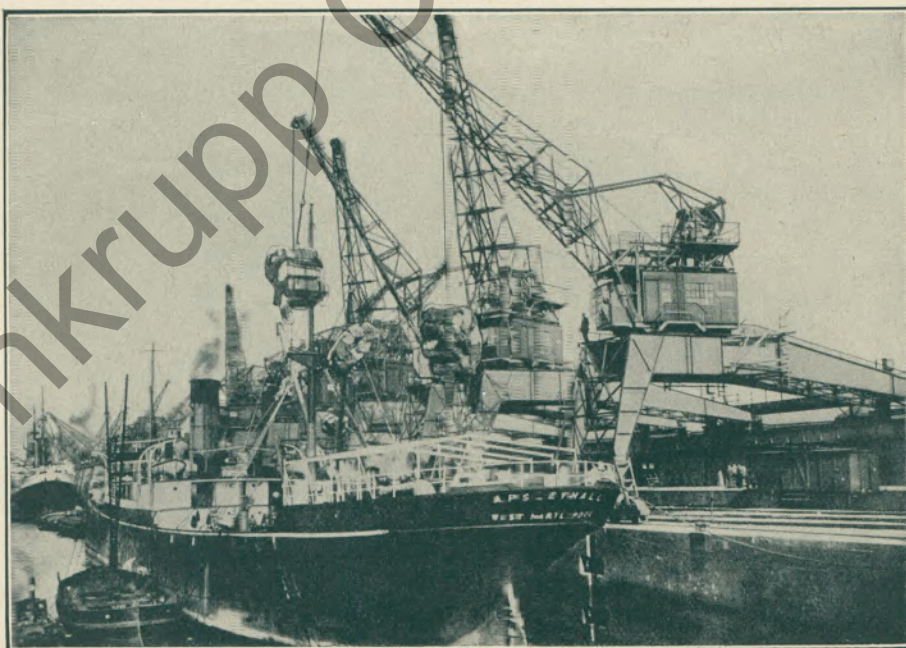
Von Eduard Schütz, Bremen.

Ein rechter Warenkaufmann hat zwei Seelen: die eine nüchtern und eifrig auf Erwerb gestellt, die andere gefühlvoll abgestimmt auf die Ware. Ein freundliches Zusammenklängen der beiden führt zum erlebnisreichen Gelingen.

Ich habe Kaufleute gekannt, die nur in Zahlen dachten und lebten. Sie wurden gar bald stumpf gegen gefühlsmäßige Regungen. Ihre Betriebe glichen großen Rechenmaschinen. Die Arbeit wurde Selbstzweck. Und der Verdienst blieb letzten Endes schmal. Ich habe aber auch Kaufleute gekannt, die ihre Ware so liebten, daß sie im rechten Augenblick die Kaltblütigkeit nicht fanden, nüchtern zu rechnen. Sie kauften Seltenheiten zu hohen Preisen ein und konnten sie nicht an den Mann bringen. Oder sie hingen an ihrer Ware so lange, bis der Zeitpunkt einer gün-

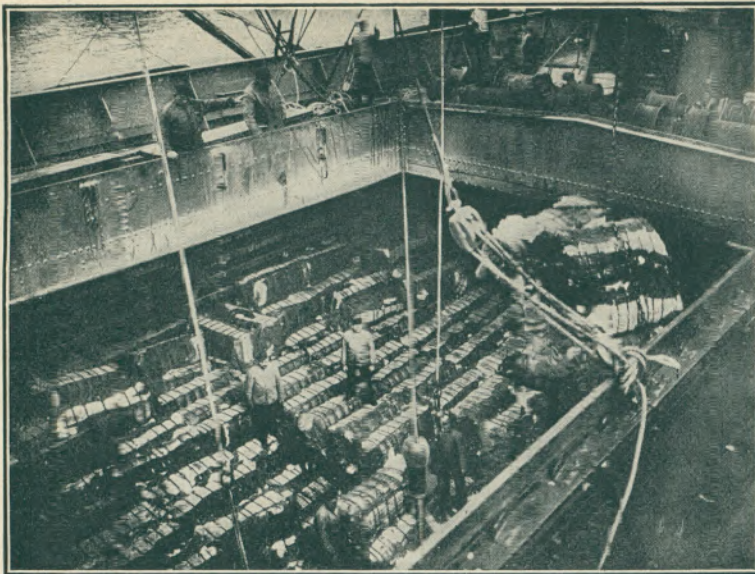
stigen Verkaufsmöglichkeit verpaßt war. Die einen wie die anderen scheitern letzten Endes. Dem Kaufmannsein heißt Verstand und Gefühl in Ausgleich miteinander bringen.

Wer einmal in den Baumwollhandel geblickt hat, wird mich verstehen. Da kommen die großen, fünf Zenter schweren Ballen im Bremer Freihafen an. Mächtige Kräne heben sie aus den Lufen der Überseedampfer. Miteifernden Hafenfassenden Arbeiter zu, rücken sie auf ihren kleinen eisernen Sackkarren zurecht, rollen sie in die weiten, lichten Radeschuppen auf die Waage. Andere Hände lösen ab. Mit der Stahlgange wird einer der sieben Eisenreifen

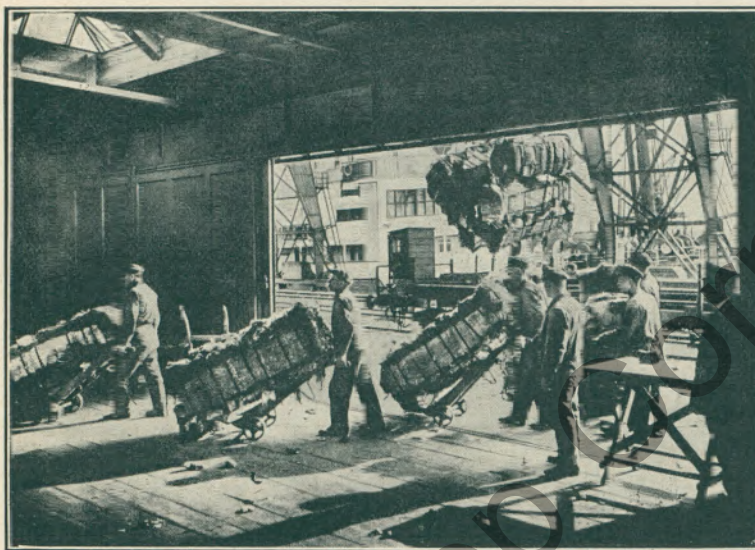


... wird das „Weiße Gold“ von mächtigen Kränen aus den Lufen der Überseedampfer gehoben...

gepreßt. Schnelle kurze Schnitte lösen ein Viereck aus dem schützenden Rapper: blendend weiß leuchtet die wollige Fläche. Noch ein Schnitt, ein Griff — und eine pfundschwere



Mit eisernen Haken fassen die Arbeiter zu...



...und rollen die Ballen auf ihren Carten in die weiten Kajeschuppen.



Ballen auf Ballen werden auf die Waage gepackt...

Probe wird aus dem mit Maschinenkraft zusammengepreßten Ballen gelöst. Behutsam wird sie geteilt und auf zwei braune Papierbogen niedergelegt. Inzwischen ist das Ballengewicht auf ein Papier und auf kleine Pappzettel geschrieben, die den Proben beige packt werden. Ballen auf Ballen werden auf die Waage gepackt — gewogen — bemustert. Auf dem braunen Packpapier reihen sich die Proben. Sind zwanzig Stück beisammen, so wird der Bogen aufgerollt und verschnürt. An dem einen wird eine Plombe befestigt — denn er ist für das Abschätzungszimmer in der Baumwollbörse bestimmt. Der andere wandert in das Kontor des Kaufmanns.

Ein anderes Bild. An das Kontor des Kaufmanns schließt sich ein langer, fensterreicher Raum an. Auf schwarzen Tafeln vor den Fenstern liegen die Probenrollen. Der Kaufmann steht mit seinen Angestellten in weißen Mänteln vor den Tischen und prüft die Ware, die ihm sein amerikanischer Geschäftsfreund geschickt hat. Die Rollen werden ausgebreitet. Der Tisch gleicht einem weißen Fluß. Da liegt das „Weiße Gold“, die Früchte der Natur, im heißen Tropenland von weißen und farbigen Männern dem Boden abgerungen. Sie legten die Saat, pflegten die keimende Pflanze, zählten die hellen Blüten, warteten, bis sie verwelkten und aus der reifen Kapsel die weiße Baumwolle quoll. Sie pflückten sie und sammelten sie in Säcken, jagten sie durch die Entkörnungsmaschinen, die die Faser von der Saat trennten und die Fremdkörper absonderten. — Des Kaufmanns Blick gleitet von Probe zu Probe, die Reinheit und Farbe der Ware abschätzend, die Klasse bestimmend. Dann zieht ein kundiger Griff eine Flocke aus der Probe, die Finger kämmen wie im Spiel die Fasern, so lange, bis der klare Stapel erkennbar wird und das geübte Auge die Länge bestimmen kann. So geht es von Probe zu Probe, von Partie zu Partie. Und jede Flocke ist verschieden von der anderen. Jede Flocke spiegelt die Mannigfaltigkeit der Natur wider. Der Sachmann nur begreift die kleinen und kleinsten Unterschiede. Er muß sie kennen und zu bewerten wissen, denn sein Freund, der Spinner, verlangt von ihm eine gleichmäßige, eng bestimmte Beschaffenheit der Ware für seine feinfühligsten Maschinen. Drum sichtet der Kaufmann Probe für Probe und ordnet sie zu Einheiten von je fünfzig. Denn fünfzig Ballen sind eine Waggonladung. — Nur wer ein Gefühl für die Ware hat, vermag die Arbeit zu leisten. Die Maschine versagt hier. Die exakte Messung wäre unendlich kostspielig und langwierig und nur ein sehr unvollkommener Behelf: kaum lassen sich die vielen kleinen Teilchen von Unreinlichkeiten, die zwischen den Fasern lagern, zahlenmäßig bestimmen. Unmöglich ist es, das feine Fingergefühl des Sachmanns für größere und mindere Seidigkeit oder Rauheit der Fasern durch künstliche Vorrichtungen zu ersetzen. Der rechte Baumwollmann versteht seine Ware und ist auf sie abgestimmt.

Und noch ein anderes Bild. Ein heller Raum mit Schreibtischen und Fernsprechkablen. In einer Ecke der Telegraphenbörse. Fast ohne Unterbrechung surrt die kleine Maschine. Spuckt schmale Streifen bedruckten Papiers aus: Kabel von Übersee, Drahtnachrichten aus den Industriegebieten. Marktmeldungen, Börsenkurse, Angebote, Anfragen, Gebote — der ganze nüchterne Teil des Geschäftes zeigt sein Antlitz. Dazwischen ruft das Telephon: Liverpool, Amsterdam, Wien, Prag, Augsburg, Stuttgart, Chemnitz, M. Gladbach — überall her rufen die Vertreter an, nach Preisen fragend, Geschäfte meldend, Gebote vorlegend.

Die Außenwelt pocht geräuschvoll an die Tür. Die Angestellten entziffern die Drahtnachrichten nach dicken Schlüsselbüchern, geben sie dem Kaufmann weiter. Der sitzt nebenan am eichenen Schreibtisch, rechnend und wägend. Kurz und schnell und bestimmt müssen seine Antworten sein, denn von Minute zu Minute können die Kurse schwanken. — Im Vorzimmer warten Vertreter amerikanischer Geschäftsfreunde und mit dem Platzgeschäft vertraute Makler. Sie alle muß er sehen: Denn sie legen ihm das Angebot von Übersee vor und unterrichten ihn über den Bedarf und das Angebot der Konkurrenzfirmen. Wie in einem Laubenschlag geht es im Zimmer des Kaufmanns zu. Rasch und nüchtern muß sein Gehirn denken, um allen gerecht zu werden. Denn hier ist das Gefühl nicht am Platz.

Die Uhr zeigt die Zeit an, zu der der Handel im Terminsaal anhebt. Der Kaufmann eilt zum „Ring“. Hier findet der Zeithandel statt. Kurse werden in den Raum gerufen, durch Gegengebote beantwortet. „Von Ihnen“ — „An Sie“ — 50 Ballen, 100 Ballen, 200 Ballen wurden umgesetzt. Die Männer sitzen, stehen umher. Rechnend und aufmerksam. Das Termingeschäft ist die unentbehrliche Ergänzung ihres Warengeschäftes — nein, es ist ein ganz wesentlicher Teil davon. Der Baumwollmann spielt nicht mit seiner Ware, er deckt jeden offenen Kauf und Verkauf von Baumwolle durch ein entsprechendes Gegengeschäft im Zeithandel, auf diese Weise die Gefahr einer Preisschwankung versichernd. So geschieht es, daß hier im Ring der Baumwollterminbörse nicht nur der ansässige Handel in Erscheinung tritt, sondern auch der Spinner und Weber und Großhändler in Gespinnsten und Webwaren seine Aufträge ausführen läßt. Zahlreiche Makler und Agenten verstärken daher den Chor der Baumwollhändler.

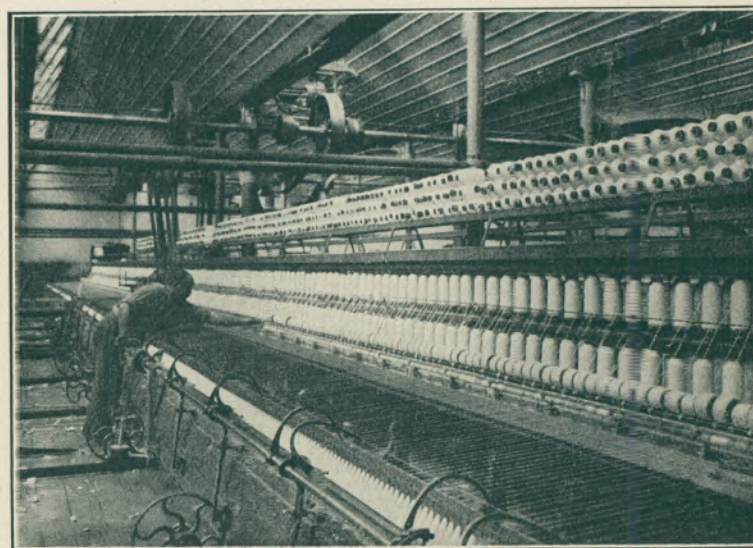
So pulst und rast das Leben in der großen Bremer Baumwollbörse, so arbeiten die Menschenhirne und jagen die Draht- und Funkmeldungen einher — alles um die bescheidene weiße Flocke, die der Baumwollmann gefühlvoll durch die Finger gleiten läßt. Wer einmal in den Baumwollhandel geblickt hat, wird mich verstehen: Ein rechter Warenkaufmann hat zwei Seelen: die eine nüchtern und eifrig auf Erwerb gestellt, die andere gefühlvoll abgestimmt auf die Ware.



Auf schwarzen Tafeln vor den Fenstern liegen die Proberollen...



Kurse werden in den Raum gerufen...



Der Spinner verlangt eine gleichmäßige Ware für seine feinfühligsten Maschinen...

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Von Professor D. Hauschild, Hamburg.

Was ist Sprachgefühl?

Unter Sprachgefühl versteht man die Fähigkeit, ohne Rücksicht auf Sprachlehre und Sprachregeln rein aus dem Gefühl heraus in grammatikalen und stilistischen Zweifelsfällen das Richtige, Sprachgemäße zu treffen. Sprachgefühl ist etwas Unbewusstes. Wer es hat, der beruft sich in solchen Fällen nicht auf Regeln, sondern erklärt unüberlegt: So und so muß es heißen, und so darf es nicht heißen. Das Sprachgefühl steht auf einer Stufe mit dem gesellschaftlichen Feingefühl, dem Takt. Der taktvolle Mensch braucht nicht erst ein Buch über „den guten Ton in allen Lebenslagen“ nachzuschlagen, dazu wäre meist auch gar keine Zeit. Er entscheidet sich mit der Sicherheit eines Magneten augenblicklich und trifft das Richtige. Es ist eine Gabe. Der eine hat mehr Sprachgefühl, der andere weniger, manchem fehlt es fast völlig. Es kommt vor, daß jemandem in einer feierlichen Rede in gehobener Sprache ein hausbackenes Wort unterläuft, das die ganze Stimmung zu stören oder zu vernichten imstande ist. Der Redner merkt zwar an den Gesichtern der Zuhörer sofort seine Entgleisung, aber das „dem Zaun der Zähne“ entflohenen Wort läßt sich nicht wieder einfangen.

Das Sprachgefühl ist nicht etwas von vornherein Gegebenes. Das Kind bildet seinen ruhigen nach: gesagt, gefragt, auch getragt, geschlagen. Erst durch viele sprachliche Erfahrungen und Beobachtungen bildet und entwickelt sich das Feingefühl in sprachlichen Dingen. Angeboren ist nur die größere oder geringere Bildungsfähigkeit in dieser Beziehung. Je mehr man in das Wesen einer Sprache eindringt, um so mehr verfeinert sich das Gefühl für das, was richtig und falsch ist.

Auch in fremden Sprachen kann man sich ein gewisses Sprachgefühl erwerben. Unser alter Professor sagte bei der Rückgabe lateinischer Arbeiten wohl zu einem seiner Primaner: „Ja, mein Lieber, Sie haben keinen grammatikalischen Fehler, aber es fehlt Ihnen die lateinische Nase.“ Die lateinische Färbung (color latinus) fehlte. Es ist eine unstrittene Frage, ob man sich überhaupt in einer fremden Sprache ein ganz sicheres Sprachgefühl auch bei jahrzehntelangem Aufenthalt in dem fremden Lande erwerben könne. Jakob Grimm, der Vater der deutschen Sprachwissenschaft, sagte, man könne es nie zu einer innigen und völligen Beherrschung einer ausländischen Sprache bringen. „Denn auf das Vaterländische sind wir von Natur gewiesen, und nichts anderes vermögen wir mit unsern angeborenen Gaben in solchem Maße und so sicher begreifen zu lernen.“

Das Sprachgefühl wird stark beeinflusst durch die heimatische Rede-weise, besonders durch die Mundarten. Der norddeutsche Kaufmann wird das z. B. merken, wenn er einen österreichischen Geschäftsbrief liest. Abweichungen von der hochdeutschen Gemeinsprache sind da nicht selten. Beim Kaufmann wirkt noch etwas anderes auf das Sprachgefühl ein, und zwar ungünstig. Es ist die Gewohnheit. Wer z. B. tagaus, tagein in Geschäftsbriefen die häßliche Umstellung nach „und“ (Inversion) liest, gewöhnt sie sich schließlich selber an, besonders der Lehrling mit seinem noch unentwickelten Sprachgefühl. Er ist wohl gar stolz darauf, wenn er möglichst bald („baldmöglichst“) einen „echt kaufmännischen“ Brief schreiben kann, obwohl er in der Schule ganz anderes Deutsch gelernt hat. „Ihr Geheimes vom 6. d. M. haben wir erhalten, und teilen wir Ihnen höflichst mit...“. Seit fünfzig Jahren schon wird dieser Satz recht in Rede und Schrift bekämpft. Man kann jahrelang Romane lesen, auch schlechte, und man wird kein einziges Beispiel mehr finden. Nur im Geschäftsbriefe lebt er wie auf dem Altenteile weiter und denkt noch lange nicht ans Sterben. Es soll keinem ein Vorwurf gemacht werden; die Gewohnheit ist eben übermächtig. Auch gute Schwimmer unter den schreibenden Kaufleuten werden, wenn sie an eine solche Stelle kommen, vom Wirbel erfaßt.

Solche Stilfragen, Schwankungen des Sprachgebrauchs, Zweifelsfälle und Unschönheiten sollen in den folgenden kleinen Aufsätzen behandelt werden.

Ihr ganz ergebenster (sehr ergebenster).

Wer von uns hätte diesen sprachwidrigen Ausdruck noch nicht gebraucht? In Privatbriefen ist er sehr häufig. Man würde doch nie sagen: Der ganz größte, der ganz klügste usw., sondern entweder der größte, der klügste oder ein ganz (sehr, außerordentlich usw.) Großer, ein ganz Kluger. Wie kommt es nun, daß das natürliche Sprachgefühl hier allgemein verfaßt hat? Bei Höflichkeits- und Ergebenheitswendungen, wie sie sich besonders am Anfang und am Schluß der Briefe finden, wird am wenigsten nachgedacht. Man schreibt sie so hin, und der Empfänger liest auch so darüber hin. Darum ist sprachlich an den Anfängen und den Schlüssen der Briefe, besonders auch der Geschäftsbriefe, am meisten auszusetzen. Es kommt die Gewohnheit hinzu. Das Auge gewöhnt sich allmählich an solche vielgebrauchte Wendungen, und schließlich macht man die Verkehrtheit selbst mit. Ausgegangen ist die doppelte Höchststeigerung von Leuten, die sich in Ergebenheit nie genugtun können. Die Zeiten sind Gott sei Dank vorbei, wo man Briefe an Höherstehende unterschrieb: Ich verharre und ererbe als dero dienstwilligster Diener N. N.

Hochachtungsvoll ist!

Zunächst eine Kleinigkeit: Warum setzt man in Geschäftsbriefen so oft ein Ausrufzeichen hinter „Hochachtungsvoll“? Es liegt doch weder ein Ausruf noch eine Anrede, wie etwa „sehr geehrter Herr!“ vor, sondern nur eine Aussage, daß der Schreiber nämlich voller Hochachtung gegen den Empfänger des Briefes sei. Will man durch das Ausrufzeichen die Hochachtung noch steigern und gleichsam einen Trumpf daraufsetzen?

Manche glauben auch, die Achtung, die sie vor dem andern haben und die doch vorn schon durch das Hoch auf eine höhere Stufe gehoben worden ist, auch noch hinten durch Anwendung der Höchststeigerungsform (Superlativ) Hochachtungsvollst heben zu müssen. Wenn ich Wasser in ein Glas gieße und damit fortfahre, so kommt einmal der Augenblick, wo das Glas voll ist. Gieße ich noch einen Tropfen hinzu, so ist das der berühmte Tropfen, der das Glas — eigentlich das Wasser — zum Überfließen bringt. Er ist also überflüssig. Voll gehört zu den Eigenschaftswörtern, die keiner Steigerung mehr fähig sind, wie z. B. auch tot. Es kann einer nur tot sein, nicht töter oder am tötesten. Danach ist auch hochachtungsvollst zu beurteilen. Das ist überflüssig. In Privatbriefen pflegt man „hochachtungsvoll und ergebenst“ zu schreiben; in Geschäftsbriefen genügt „Hochachtungsvoll“ durchaus.

Gesinnt und gesonnen.

Die beiden Wörter werden häufig verwechselt. Gesinnt bezeichnet eine Gesinnung, gesonnen eine Absicht, z. B.: „Er ist ihm nicht wohlgesinnt; darum ist er nicht gesonnen, ihm das Geld zu leihen.“ Gesinnt ist von dem Hauptworte „Sinn“ abgeleitet, wie gewillt von „Wille“, dagegen gesonnen von sinnen, auf etwas sinnen. Goethe schreibt in Wahrheit und Dichtung: „Und so war ich denn auch preussisch oder, um richtiger zu reden, frisigisch gesinnt.“ Oft liest man aber gesonnen, wo es gesinnt heißen müßte; das Umgekehrte kommt kaum vor. In nationalen Zeitungen verschüchtern Stellensuchende nicht selten, daß sie national gesonnen seien. Unter den Schriftstellern fällt der Fehler besonders bei dem Balten Freiherrn von Laube auf. Aber auch Arnold Zweig (Pont und Anna S. 201) schreibt: „... da sie ihm außerordentlich gnädig gesonnen blieb.“ Zur Einprägung des Unterschiedes noch einige Beispiele aus unsern Klassikern: „Der König ist gesonnen, vor Abend in Madrid noch einzutreffen“ (Schiller, Don Carlos). „Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist, der vermehrt das Übel und breitet es weiter und weiter“ (Goethe, Hermann und Dorothea). Halten wir also an dem feinen Unterschiede fest, den die Sprache hier geschaffen hat, und verbreiten wir nicht schwankend den Fehler weiter und weiter!

In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk, in der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt, hier waltet wie im einzelnen das Sinnliche, Geistige, Sittliche. Ein Volk, das seine eigene Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen. Mag es dann aller Welt Sprachen begreifen und übergelehrt bei Babels Turmbau zum Dolmetscher taugen: es ist kein Volk mehr, nur ein Mengsel von Starmenschen.

Jahn.

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.



Photofest.

Worüber man sich in Deutschland den Kopf zerbricht!

Als Ort für die Olympiade 1936 ist bekanntlich Berlin vorgesehen. Trotzdem die Reichshauptstadt schon über ein Stadion von bedeutenden Ausmaßen verfügt und vor Steuern und Schulden nicht aus und ein weiß, denkt man zu Ehren der Olympiade an einen Um- und Neubau, der Mittel in Höhe von mindestens 5 Millionen erfordert. Der obenstehende Entwurf war auf der deutschen Bauausstellung 1931 zu sehen.

Europas schwärzeste Stunde.

Aus einem Artikel von Oswald Garrison Villard in der von ihm herausgegebenen Wochenschrift „The Nation“, New York. — Der Verfasser, früherer Besitzer der „New York Evening Post“, gehört zu den bekanntesten Männern in den Vereinigten Staaten.

Nicht Monate Aufenthalt in Europa, von London bis Konstantinopel, und persönliche Beobachtung der Zustände — was ist das Endergebnis? Zu welchen Schlüssen gelangt man? Was hält man von der ganzen Sachlage?

In erster Linie drängt sich die Schwere der Gefahren, die Europa bedrohen, dem Betrachter auf: wirtschaftliches und finanzielles Chaos ringsum, seelische Depression in dem einen wie dem andern Land. Und über allem schwebt das Schreckgespenst von Militarismus und Krieg.

Furcht, Haß, Hunger, Armut, dauernder Arbeitsmangel, tiefe Hoffnungslosigkeit, wohin man auch blickt. In den Straßen von Stambul, in den Seitenstraßen von London, in jeder Gasse jeder deutschen Stadt folgen sie einem auf Schritt und Tritt. Wohin man auch kommt, findet man sie vor. Auf den kahlen Hügeln Siziliens, auf der rumänischen Ebene, an den Berghängen Bulgariens, überall, wo Bauern das Land bestellen und ihre Produkte nicht absetzen können, ist es unmöglich, dem Elend zu entkommen. „Wie steht es in Budapest?“ fragt man die dortigen Freunde bei der Ankunft. „Alles stagniert“, ist die Antwort — „und keine Aussicht auf Besserung.“ Und doch weiß jeder, daß es Auswege gibt, wollte nur die Politik sich dieser Aufgabe widmen, wollte man nur endlich den alten Haß, den alten nationalistischen Ehrgeiz, die alten Rivalitäten und Eifersüchteleien begraben. Wer wagt — mit diesem Bild vor Augen — noch zu behaupten, daß der Krieg seine guten Seiten habe, daß er irgendwie moralisch reinigend wirke, die Demokratie schütze, eine neue Lebensordnung schaffe? Tatsache ist, daß man nicht durch Europa wandern und des Glaubens bleiben kann, daß der Weltkrieg zu Ende sei; das Ende der Folgen des Krieges wird diese Generation nicht mehr erleben.

Neben der Gefahr des wirtschaftlichen Zusammenbruchs sind es, wie

bereits erwähnt, das Gespenst des Krieges und die Rüstungen für den nächsten Krieg, die in Europa den stärksten Eindruck auf mich gemacht haben. Soldaten überall! Auf der Friedenskonferenz in Paris sagte mir das Mitglied unserer Friedensdelegation, der verstorbene General Tasker H. Bliss: „Lassen Sie sich von niemand über die Ursache des Weltkriegs hinteres Licht führen. Er hat seine wirkliche Ursache darin, daß in Europa zu viele Leute mit dem Gewehr in der Hand herumlaufen.“ Heute laufen in Europa eine Million mehr Menschen mit Gewehren in der Hand herum als am Tage des Sarajevoer Mordes, von dem das Unheil seinen Ausgang nahm. Welcher Grund rechtfertigt die Annahme, daß Europa heute mit seinen gewaltig vermehrten Rüstungen sicherer ist, als es damals war? Präsident Hoover hat recht, wenn er darauf besteht, daß Abrüstung die unentbehrliche Voraussetzung der finanziellen Sanierung Europas ist. Darüber hinaus ist sie unentbehrlich auch für seine moralische Sanierung. Heute, bei der Rückkehr aus Europa, trete ich mehr als je für die Annullierung der Kriegsschulden und das Aufhören der Reparationszahlungen ein; aber ich wünsche durchaus nicht, daß Amerika irgendeinen Schritt in dieser Richtung unternimmt, ohne von den europäischen Staaten unverbrüchliche Garantien für radikale Abrüstung zu Wasser und zu Lande zu fordern.

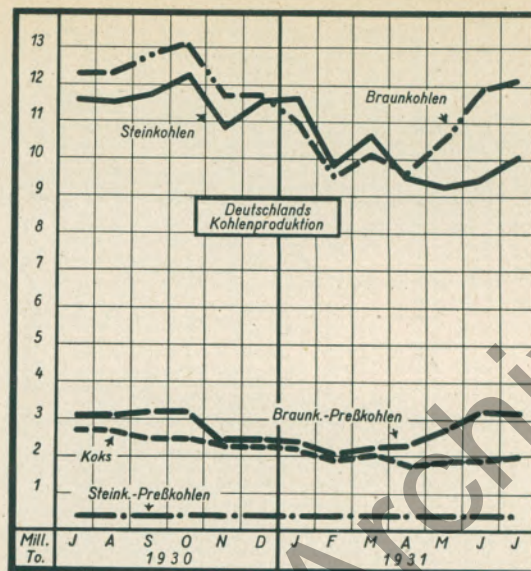
Die heutige Krise ist die schlimmste, die die Geschichte kennt, weil sie ihrem Umfang nach eine Weltkrise ist. Kein einzelnes Land kann hoffen, sie durch eigene Kraft zu überwinden, wenn ihm nicht ein günstiger Zufall zu Hilfe kommt. Warum machen die Regierungen der verschiedenen Länder sich nicht gemeinsam an die Arbeit? Warum setzen sie sich nicht zusammen an einen Tisch, wie die Vorfälle einer Großbank, wenn sie sich in gefährdeter Lage befindet? Und wenn auch nur, um sich gegenseitig kennenzulernen, ihre Ansichten auszutauschen, Pläne für einheitliches Auftreten und Vorgehen zu fassen! Einer der bekanntesten Londoner Diplomaten erklärte kürzlich, daß es ihm immer unbegreiflich erschienen sei, warum die Staatsmänner sich nicht zu diesem Zwecke trafen. Was heute vor uns liege, sei ein internationales, kein nationales Problem, und es könne nur in nahezu ununterbrochener Sitzung von Männern mit der nötigen Vollmacht gelöst werden.

Der Anfang dazu ist gemacht. Der englische Premierminister hat den deutschen Reichskanzler nach Chequers eingeladen, um sich mit ihm zu unterhalten. Allerdings: leider erst im Juni und leider ohne Briand. Dabei sind wir bei dem Haupthindernis, das heute einer vernünftigen Ordnung der Dinge im Wege steht: bei Frankreich, angelangt. Wenn es in Europa während der nächsten fünf Jahre zur Katastrophe kommt, dann wird Frankreich daran mehr Verantwortung und mehr Schuld tragen als irgendein anderes Land. Übersättigt mit Gold und dennoch Opfer einer Angstschwemme, unaufhörlich von gewissenlosen Politikern aufgepeitscht, scheinen die Franzosen heute entschlossen zu sein, jeder auf die Befriedung Europas gerichteten Bewegung den Weg zu versperren — wenn man von Briands Plan der Vereinigten Staaten Europas absieht. Aber sogar bei diesem Plan treten Briands und seines Landes schwache Seiten zutage. Man ist in Frankreich empört über den Vorschlag der deutsch-österreichischen Zollunion, obwohl seit Locarno kein Schritt mehr staatsmännischen Blick verriet als dieser Schritt auf dem Wege zu einem geeinten Europa. Ich leugne nicht, daß in Frankreich viel wirkliche Furcht vor Deutschland verbreitet ist. Aber diese Furcht ist grundlos, und die Franzosen könnten über diesen Punkt ganz beruhigt sein, wenn es nur genügend ehrliche und selbstlose politische Führer gäbe, um sie darüber aufzuklären. Statt dessen nutzen die Politiker und unehrlichen Journalisten diese Furcht als Mittel für ihre Zwecke aus. Man ist heute beinahe versucht, Frankreich als Feind der Menschheit zu bezeichnen. Denn es rüstet und rüstet ohne Ende. Es macht keinerlei entschiedenen Versuch zu sofortiger wirtschaftlicher Zusammenarbeit, und Briand schmiedet Ränke, um eine Zollunion gegen Deutschland und Österreich zustande zu bringen.

Und all das anstatt eines anderen Schrittes, der sofort zu verwirklichen wäre, nämlich einer ehrlichen Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich. Jedes der beiden Länder könnte einen ersten Schritt in dieser Richtung tun. Aus politischer Unfähigkeit, aus Furcht vor einer Absage oder aus irgendeinem anderen Grunde hat Deutschland nicht das Entgegenkommen gezeigt, das es hätte zeigen können, obwohl in der deutschen Presse und auch außerhalb derselben eine starke Gruppe sich darüber im Klaren ist, daß das der schnellste und sicherste Weg sein würde, um das Gespenst der Feindseligkeiten zu bannen. In Frankreich ist leider der Wille zu vorbehaltloser freundschaftlicher Verständigung nicht vorhanden. Und doch würde jede Andeutung Frankreichs, daß es bereit ist, den Weg von Locarno weiter zu beschreiten, in Deutschland lebhaft begrüßt werden. Anstatt dessen wird die französische Grenze gegen Deutschland durch modernste Befestigungswerke gesichert. Aber je mehr die Franzosen sich schützen, je mehr sie rüsten und den Krieg vorbereiten, um so größer wird anscheinend die Angst, in der sie leben. Ihre ungeheure Überlegenheit an allen Waffen, die der Versailler Vertrag Deutschland strikte untersagt: an Flugzeugen, Giftgasen, Tanks, schweren Geschützen, scheint ihnen nichts zu bedeuten. Frankreichs militärische Flugzeuggeschwader werden auf 5000 Apparate geschätzt. Damit können sämtliche Rheinstädte mit ihren gesamten Bevölkerungen innerhalb von 48 Stunden vernichtet werden. Demgegenüber steht Deutschland nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Verkehrsflugzeugen zur Verfügung. Das allein dürfte das militärische Übergewicht der Franzosen für den Ernstfall ausreichend verbürgen. Aber anscheinend sind sie für Vernunftgründe nicht zugänglich, solange ihre Politiker und Journalisten aus der Furcht vor Deutschland Kapital schlagen. Allerdings gibt es viele Ausnahmen. Zahlreiche Männer und Frauen in Frankreich sind Deutschland wie allen übrigen Ländern wohlgesinnt. Im Laufe des vergangenen Winters haben viele prominente Franzosen und Französinen Einladungen nach Berlin und anderen deutschen Städten angenommen und dort beifällig aufgenommene Reden über die deutsch-französische Annäherung gehalten. Aber die offiziellen Kreise verhindern es, daß diese Stimmen zur Stimme des ganzen Volkes werden.

Es ist äußerst bezeichnend, daß Frederic R. Coudert, Newyork, kürzlich nach einer Reise durch Deutschland einer amerikanischen Zeitung in Paris ein Interview gewährte, in dem er Frankreichs Haltung in den europäischen Angelegenheiten auf ähnlicher Basis wie ich einer scharfen Kritik unterzog. Er erklärte, daß Deutschland entwaffnet, friedliebend und in schwerster Notlage sei, und daß Frankreich eine vollkommen falsche Politik verfolge. Ich führe das deshalb an, weil Frankreich in den Vereinigten Staaten über keinen angeseheneren Fürsprecher als diesen Newyorker Anwalt verfügt, der selbst rein französischer Abstammung ist. Tatsache ist, daß die Franzosen heute ebenso selbstzufrieden und eingebildet sind, wie die Deutschen es vor dem Kriege waren. Ihre Verherrlichung der eigenen Kultur hat ganz teutonischen Anstrich. Sie selbst sind — bei aller angeblichen Furcht vor einem deutschen Überfall — sich ihrer überaus günstigen Lage wohl bewußt, denn sie besitzen den größten Teil des europäischen Goldvorrats und die größte kontinentale Armee und bauen ihre Kolonien zu gewaltigen Reserven für den Kriegsfall aus.

Wenn ich ein Bolschewist wäre, so würde ich mich heute aller Propagandatätigkeit, aller Bekehrungsversuche, aller Aufstachelung zu Unruhen und Aufständen in anderen Ländern enthalten. Ich würde mich einfach hinsetzen und abwarten. Nicht die Männer im Moskauer Kreml, sondern die europäischen Regierungen sind es, in deren Händen heute die Entscheidung darüber liegt, ob Europa bolschewistisch werden wird oder nicht.



Deutschlands Kohlenproduktion von Januar 1930 bis Juli 1931.

Im Jahre 1931 hat die Lage im deutschen Kohlenbergbau eine weitere erhebliche Verschlechterung erfahren. Waren schon im vergangenen Jahre und namentlich im zweiten Halbjahr des Vorjahres Betriebseinschränkungen, Feiertagschichten, Arbeiterentlassungen und das außerordentliche Anwachsen der Halbenbestände die Merkmale für die Schwierigkeiten, mit denen der deutsche Bergbau bei der sich immer stärker fühlbar machenden Konkurrenz der Auslandskohle zu kämpfen hatte, so trifft das in noch verstärktem Maße für das Jahr 1931 zu. Die Förderung weist allenthalben einen erheblichen Rückgang auf. Die Steinkohlenförderung Deutschlands z. B. ist in den ersten sieben Monaten gegenüber dem gleichen Zeitraum des Vorjahres um 14,6 Millionen t, nämlich von 84,9 Millionen t auf 70,3 Millionen t, zurückgegangen.

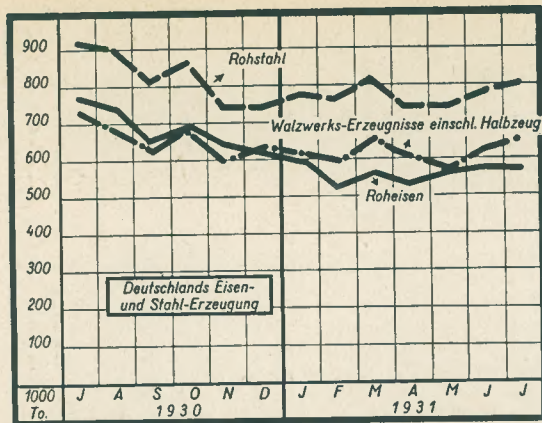
Moratorium — ein Vorrecht der Bergleute im Mittelalter.

Aus der „Deutschen Bergwerkszeitung“.

Heute, da alle Welt von Moratorien spricht und die Gläubigerländer, dauernd beunruhigt werden, dürfte die Tatsache interessant sein, daß es eine Zeit gegeben hat, in der das freiwillige Angebot von Schuldenstandungen eines der Mittel war, mit denen Fürsten dem Bergbau neue Arbeitskräfte zuführen wollten. Man darf über der heutigen Arbeitslosigkeit im Bergbau nicht vergessen, daß es Zeiten, ja ganze Jahrhunderte gegeben hat, in denen in ganzen Provinzen der Bergbau durch Mangel an geeigneten Arbeitskräften zum Erliegen gekommen war. Diesem Mangel suchte man ganz allgemein dadurch abzuhelfen, daß man den Bergleuten Freiheiten zugestand, welche besonders in sozial wenig entwickelten Jahrhunderten sehr verwundert. So hatten die Bergleute früher eigene Gerichtsbarkeit und eigene Polizei, ja in Bergstädten unterstand oftmals die allgemeine Polizei den Bergbeamten. Hinzu kam die Freiheit der Bergleute von Kriegsdiensten, was diese jedoch nicht hindern konnte, als Freiwillige an den Feldzügen teilzunehmen und sich einen Ruf als außerordentlich tapfere und wagemutige Krieger zu schaffen. Teilweise wurde ihnen sogar Steuerfreiheit zugestanden, und allgemein war die Freiheit vom Robot (Hand- und Spanndienst).

Noch merkwürdiger ist jedoch das oftmals angewandte, bereits oben angedeutete Prinzip des Moratoriums. Auf Grund dessen war es vielerorts zum mindesten für eine gewisse Zeit verboten, neu zuziehende Bergleute älterer Schulden wegen zu belangen. Auf diese Weise fanden die Bergleute in den Bergstädten ein Asyl vor ihren Gläubigern. Als Beispiel für ein derartiges Moratorium, wenn nicht sogar für vollkommenen Schuldenerlaß, möge die Bergordnung Herzog Albrechts II. zu Österreich für die Steiermark aus dem Jahre 1336 angeführt werden, in der es nach Sperges (Tyrolische Bergwerks-Geschichte, Wien 1765) heißt: „Auch wer auf einen neuen Pann kommt, der soll Freiheit haben um Geld Schuld und andere Feindschaft, doch das er sich hat vor seinem Feind.“ Ähnlich in der Bergstadt Reichenstein, wo auf Grund des Privilegiums Herzog Heinrichs d. A. aus dem Jahre 1491 ein vierjähriges Moratorium für alle stattfand, welche sich dort ansiedelten, wie Heinze in seiner „Sammlung von Nachrichten über die königl. freie Bergstadt Reichenstein“ (1817) berichtet.

Bergassessor R. Keller.



Starker Rückgang der deutschen Eisen- und Stahlerzeugung.

Die deutsche Eisen- und Stahlerzeugung hat in den ersten sieben Monaten des Jahres 1931 einen neuen Tiefstand erreicht. Die Roheisenerzeugung ging von 6,36 Millionen t in den ersten sieben Monaten des Jahres 1930 auf 3,91 Millionen t zurück, die Rohstahlgewinnung von 7,49 Millionen t auf 5,32 Millionen t und die Produktion an Walzwerkserzeugnissen einschließlich Halbzeug von 5,84 Millionen t auf 4,29 Millionen t. Während im Juli vorigen Jahres in Deutschland von 173 vorhandenen Hochofen noch 76 in Betrieb waren, standen Ende Juli dieses Jahres von 137 vorhandenen nur noch 59 Hochofen im Feuer. Die Zahl der vorhandenen Hochofen hat sich somit in einem Jahre um 16 verringert, die Zahl der in Betrieb befindlichen in der gleichen Zeit um 17. Die durchschnittliche arbeitstägliche Roheisenerzeugung stellte sich in der Zeit von Januar bis Juli 1931 auf 18 458 t gegen 30 017 t in der gleichen Zeit des Vorjahres. Die arbeitstägliche Rohstahlgewinnung ging zurück von 42 306 t auf 30 625 t, die arbeitstägliche Walzwerkserzeugung einschließlich Halbzeug von 33 011 t auf 24 249 t. Nach Bezirken stellt sich die Eisen- und Stahlerzeugung Deutschlands in den ersten sieben Monaten 1931 wie folgt (in 1000 t):

	Roheisen	Rohstahl	Walzwerkserzeugnisse einschl. Halbzeug
Rheinland und Westfalen	3304,5	4420,4	3354,9
Sieg., Bahn- und Völkgebiet	137,6	122,6	213,0
Schlesien	38,7	220,7	178,0
Nord-, Ost- und Mitteldeutschland	290,4	265,0	281,9
Sachsen	—	163,5	264,2
Süddeutschland	141,8	128,4	—
Januar bis Juli 1931	3913,0	5320,6	4292,0
Januar bis Juli 1930	6363,7	7488,2	5843,0

Die Holländer in Ostindien.

Von Adele de Leeuw in „Current History“, New York.

Eines der am dichtesten bevölkerten Gebiete der Erde ist die Insel Java, die auf einem Flächeninhalt von 122 000 qkm (einem Viertel der Größe des Deutschen Reiches) mehr als 40 Millionen Einwohner ernährt. Und nicht nur ist das Gebiet an und für sich klein: es besteht noch dazu zu einem großen Teil aus Gebirgen mit zahlreichen Vulkanen, zu einem anderen Teil aus Sümpfen und Moränen. Bei der Verwaltung ihrer ostindischen Besitzungen sah die holländische Regierung sich infolgedessen einem schwierigen Ernährungsproblem gegenüber. Trotz der Dichte der Bevölkerung scheint dieses Problem in Java, zunächst wenigstens, gelöst zu sein. Diese Lösung bildet zugleich die Grundlage, auf der der Erfolg aller sonstigen Verwaltungsmaßnahmen beruht.

Während einer einjährigen Reise durch drei der unter holländischer Herrschaft stehenden Inseln kamen mir nur drei Bettler zu Gesicht — für den Osten ein bemerkenswert niedriger Prozentsatz. Man traf ausnahmslos anscheinend zufriedene und wohlgenährte Menschen; die Kinder waren rundlich und hatten gesunde Haut. Männer und Frauen waren gut gekleidet, und man sah niemand mit Haut- oder Augenkrankheiten. Diese Krankheiten treten sicherlich unter den Eingeborenen auf, aber man sieht sie so selten, daß sie auch auf den aufmerksamsten Beobachter keinerlei nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Das ist sehr auffällig, wenn man es mit den Zuständen in Indien, auf der Malaiischen Halbinsel und den westindischen Inseln vergleicht.

Vor vierzig Jahren zählte die Insel Java 14 Millionen Einwohner und war gerade noch imstande, diese Bevölkerung zu ernähren. Auch heute ist Java trotz der Bevölkerungszunahme Selbstversorger geblieben. Unter Aufsicht und Anleitung der Holländer sind große Waldgebiete

und an Gebirgsabhängen gelegene Ländereien urbar und ertragsfähig gemacht worden. Heute wird dreimal soviel Reis je Hektar geerntet wie vor vierzig Jahren, und auch der Ertrag der Kaffee-, Tee- und Zuckerrohrernten ist in ähnlichem Grade gestiegen.

Die Eingeborenen erwiesen sich als willige Mitarbeiter bei den Bemühungen, ihre fruchtbare Insel noch ergiebiger zu gestalten. Sie sind ihrer Veranlagung nach ausgezeichnete Wasserbautechniker. Die Einführung eines planmäßigen Bewässerungssystems, der Bau von Drainageanlagen, Deichen, Wehren und Schleusen bildeten die Grundlage des holländischen Meliorationsprogramms. Seine Bedeutung geht aus der Tatsache hervor, daß es gegenüber 1898 heute zwölfmal soviel bebauten Boden auf Java gibt. Das ist das Resultat eines Bewässerungswerkes, das Holland 40 Millionen Dollar gekostet und sich vollauf bezahlt gemacht hat.

Trotzdem wird es nicht für alle Zukunft möglich sein, die javanische Bevölkerung vom Ertrage ihres eigenen Bodens zu ernähren. Als Ergebnis der sanitären Reformen ist die Sterblichkeitsziffer erheblich gesunken; Geburtenkontrolle ist den Eingeborenen unbekannt; Kriege gibt es nicht; der bestellbare Boden aber ist beschränkt und tatsächlich schon heute in vollem Umfang in Benutzung genommen, während die Bevölkerung wächst.

Der eingeborene Arbeiter auf den Plantagen ist durch gesetzliche Bestimmungen geschützt. Die Politik der holländischen Regierung geht dahin, die das Leben der Eingeborenen regelnden Gesetze den hergebrachten Bräuchen und Sitten anzupassen und sie allmählich so zu verbessern, daß die Eingeborenen vor Ausbeutung sowohl durch Fremde als auch durch ihre eigenen Adligen und Fürsten geschützt werden. Die Regierung geht dabei von der Überzeugung aus, daß es nicht angängig ist, derartige Gesetze ohne Mitwirkung der Eingeborenen zu erlassen, da kein Holländer sich vollkommen in die Gedankenwelt der Eingeborenen zu versetzen vermag.

Die Teilnahme der Eingeborenen an der Regierung beginnt im kleinsten Dorf und setzt sich bis in das Parlament der niederländischen Inselwelt, den „Volksraad“, fort. In jedem Dorf gibt es einen Eingeborenen als Dorfoberhaupt, das nach der alten Tradition das Regiment führt und für die gute Führung seiner Gemeinde verantwortlich ist. Je größer das zu verwaltende Gebiet wird, desto stärker sind Holländer in der Verwaltung vertreten, doch wird nirgends völlig auf Eingeborenenvertretung verzichtet. Einige der ältesten souveränen Staaten, wie Djokjakarta und Surakarta, hat man als abhängige Provinzen mit Selbstverwaltung bestehen lassen.

Alle inneren Angelegenheiten Niederländisch-Indiens werden gemeinschaftlich durch den Generalgouverneur und Volksraad geregelt.

In sehr bemerkenswerter Weise wird die Politik der Nichteinmischung in die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen auch auf religiösem Gebiet durchgeführt. Missionare werden in ihrer Tätigkeit nicht ermutigt. Die Holländer sorgen für sanitäre Maßnahmen, ärztliche Fürsorge und Erziehung und lassen im übrigen den Eingeborenen in Ruhe und Frieden seiner eigenen Religion anhängen.

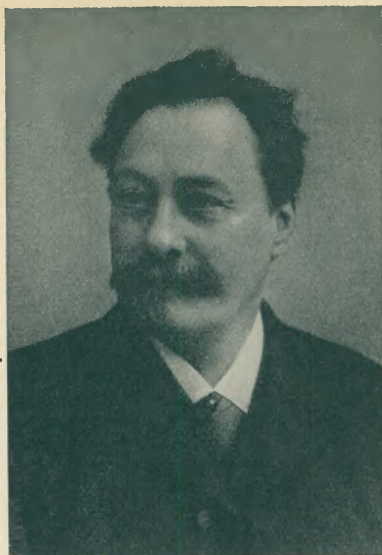
Das Unterrichtswesen setzt dem Aufstieg des Eingeborenen keinerlei Schranken. In den Volksschulen wird die Landessprache gelehrt und in ihr unterrichtet. In den Mittelschulen wird auch Holländisch gelehrt. Die höheren Schulen stehen Holländern und Eingeborenen gleichermaßen offen. Ein allgemeiner Schulzwang konnte bisher noch nicht eingeführt werden, zum Teil deshalb nicht, weil es nicht überall möglich war, genügend Schulen zu schaffen. Aber auch in den kleinsten Dörfern sind Schulen und Spitäler vorhanden. Die Intelligenz der Javaner ist oft eine sehr hohe, und ihre Handfertigkeit ist außerordentlich. Eingeborene, die den nötigen Ehrgeiz und die Fähigkeiten dazu haben, trifft man häufig im Geschäftsleben als Bankiers oder als Lehrer und geschickte Handwerker.

Holland hat mit seinem Kolonialreich eine ungeheure Verantwortung auf sich genommen und ist sich dieser Verantwortung voll auf bewußt. In seinen Kolonien liegt sein Reichtum, aber auch sein großes Problem. Und es beweist seine guten Vorsätze durch die Entschiedenheit, mit der es Java den Javanern erhält. Ein großer Teil des bestellbaren Grund- und Bodens befindet sich im Besitz einheimischer Fürsten und Grundbesitzerfamilien; einen weiteren Teil hat die holländische Regierung dem Dschungel und dem Gebirge abgerungen und verfügt darüber nach eigenem Ermessen. Aber kein außerhalb des Landes Wohnender — und das gilt auch für den Holländer — darf auch nur einen Hektar Boden besitzen. Der Ausländer kann von der Regierung oder von den Eingeborenen Land auf lange Frist pachten; als Eigentum erwerben kann er es nicht. Sogar die Benutzung des Landes durch ihn ist gesetzlich geregelt: pflanzt er in einer Saison Zuckerrohr, so ist ihm das für die folgende Saison nicht wieder gestattet; vielmehr muß er dann dem eingeborenen Bodenbesitzer die Möglichkeit geben, Reis anzubauen. Auf diese Weise wird der ständige Anbau einer ausreichenden Menge Reis, des Hauptnahrungsmittels der javanischen Bevölkerung, sichergestellt. Auch die traditionelle Aufteilung der Reisernte, von der ein bestimmter Teil dem Verpächter, dem Pächter und den Arbeitern zusteht, ist gesetzlich geregelt.

Technische Gedenktage.

8. 9. 1894 starb zu Charlottenburg Hermann von Helmholtz. Er wurde zuerst Mediziner und wandelte sich später zum Physiologen zum Physiker. Helmholtz ist der Begründer der neuzeitlichen Physik. Unabhängig von Robert Mayer kam er von der Betrachtung über die Lebenserscheinungen auf das Gesetz von der Erhaltung der Energie. Seine Stärke beruhte auf der Durchdringung aller Naturgesetze mit mathematischer Denkweise und Genauigkeit. Durch ihn gelangte die Nahwirkungstheorie der Elektrizität von Maxwell zur Anerkennung. 1871 gründete er die „Physikalisch-technische Reichsanstalt“, deren Präsident er bis zu seinem Tode war. Helmholtz trat auch durch zahlreiche Gutachten, insbesondere auf elektrotechnischem Gebiet mit der technischen Praxis in Berührung. Er war einer der größten Deutschen des 19. Jahrhunderts.
10. 9. 1816 starb im Alter von 81 Jahren Richard Reynolds. Er war der Schwiegersohn von Abrahams II., dessen Name mit der Einführung des Kokes als Brennstoff der Hochöfen auf immerdar verbunden ist. 1763 übernahm er die Leitung der Werke seines Schwiegervaters in Coalbrookdale, und seine hauptsächlichste Ingenieurtat ist die Verwendung von gußeisernen Schienen an Stelle der bisher gebräuchlichen hölzernen Schienen für Fabrikbahnen. Bei dem ungeheuren Verschleiß, dem die Holzschienen unterworfen waren, kam Reynolds auf den Gedanken, diese durch gußeiserne Schienen zu ersetzen. Sein Vorhaben hatte vollen Erfolg und wurde viel nachgeahmt.
17. 9. 1838 wurde zu Mutterstadt, unweit Ludwigshafen in der Pfalz, Ludwig Ehrhardt geboren. Nach seiner Ausbildungszeit war er 15 Jahre lang bei der Dingerlischen Maschinenfabrik in Zweibrücken tätig, und im Jahre 1876 verband er sich mit dem Kaufmann Theodor Sehmmer, um gemeinsam eine Maschinenfabrik zu gründen. In Schleifmühle bei Saarbrücken kauften die beiden ein geeignetes Gelände und begannen sofort mit der Einrichtung der Fabrikbauten. Das Werk erzielte große Erfolge durch die Herstellung von Walzwerksantriebsmaschinen, Gebläsemaschinen, Pumpen und großen Gasmaschinen. Aus kleinen Anfängen hat sich das Unternehmen zu einer führenden Maschinenfabrik und der größten im Saargebiet entwickelt.
17. 9. 1895. Todestag von Johann Siegmund Schuckert. Er wurde Feinmechaniker und arbeitete in verschiedenen Städten. 1866 kam er in seine Vaterstadt Nürnberg zurück und trat dort als Werkmeister in eine Telegraphenbauanstalt ein. Drei Jahre später sehen wir ihn in Amerika, wo er unter anderem auch bei Edison tätig war. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1873 beschäftigte er sich mit elektrischen Maschinen und baute nach eigenen Entwürfen eine dynamoelektrische Versuchsmaschine. Ein Jahr später lieferte er die ersten betriebsfähigen Dynamomaschinen, die er immer wieder verbesserte. 1878 nahm er die Herstellung von Bogenlampen auf und erwarb Ausführungsrechte auf Verbesserungen dieser Lampen, die ihm dann auch großen Erfolg brachten. Auch Glühlampen stellte er schon frühzeitig her und erweiterte sein Arbeitsfeld noch durch Übernahme des Baues von Regel- und Meßapparaten. Bald nachdem er die Herstellung von Elektromotoren übernommen hatte, setzte er sich auch für den Bau elektrischer Kraftwerke ein und baute verschiedene größere Anlagen in Hamburg, Bremen, Barmen, Hannover und Düsseldorf. 1888 wurde sein Unternehmen in eine Kommanditgesellschaft umgewandelt und 1892 in eine Aktiengesellschaft. 1903 trat seine Firma zu den Siemensschen Werken in Beziehung, die die Verschmelzung der beiden Unternehmungen zu dem heutigen Siemens-Schuckert-Werk im Gefolge hatte.
20. 9. 1838 wurde zu München Theodor von Bauer geboren. Er studierte unter Helmholtz, Kirchhoff, Liebig und Bunsen und erwarb mit 21 Jahren den philosophischen Doktorgrad. Alsdann machte er die übliche Ausbildung als Bergpraktikant im Staatsdienst durch und wandte sich ganz der Verkokung von Steinkohle zu. 1864 baute er in Mirošov in Böhmen nach eigener Erfindung die erste westböhmische Kokereianlage. Er trat auch einige Zeit zu dem Großindustriellen Dr. Strousberg in Beziehung, dessen Generalbevollmächtigter er war. Dann wandte er sich wieder dem Koksosenbau zu und baute im In- und Auslande verschiedene Kokereianlagen. Von seinen Verbesserungen auf diesem Gebiete seien nur die von der Firma Dr. C. Otto & Co. in Dahlhausen ausgeführten „Regenerativ-Koksöfen“ genannt, die außerordentlich bedeutsam geworden sind. Theodor von Bauer war stets darauf bedacht, die auf Grund wissenschaftlicher Erwägungen erzielten Ergebnisse bei seinen praktischen Ausführungen zur Anwendung zu bringen. Er war ein stiller Pionier, der unbekümmert um den äußeren Erfolg ganz seinen Erfindungen und Forschungen lebte. An dem Aufschwung der Kokereiindustrie zu ihrer heutigen Höhe hat von Bauer großen Anteil.
21. 9. 1796 wurde in Gleiwitz durch den englischen Ingenieur Baildon unter Mitwirkung des Hüttengehilfen Schulze der erste Koks-
- hochöfen Deutschlands in Betrieb gesetzt. Dieses Ereignis ist ein Wendepunkt in der Geschichte des Eisens in Deutschland. Beginnend mit diesem Zeitpunkte für die Eisenindustrie die Befreiung von der bis dahin von Jahr zu Jahr steigenden Holzkohlenknappheit, die es nicht erlaubte, daß die Eisenindustrie sich so ausdehnen konnte, wie dies beispielsweise in England der Fall war. In England hatte man schon sechs Jahrzehnte früher den ersten Hochöfen mit Koks als Brennstoff dauernd in Betrieb genommen. Dadurch und durch die Erfindung des Puddelverfahrens zur Umwandlung des Roheisens in Schmiedeeisen und Stahl unter Zuhilfenahme von Steinkohle war England in der Lage, eine großzügige Eisenausfuhr zu betreiben und sein billiges Eisen viel anzubieten. Die englischen Eisenpreise lagen zu Anfang des 19. Jahrhunderts vielfach auf halber Höhe der deutschen Eisenpreise. Erst nachdem auch im Jahre 1824 der erste Puddelofen Deutschlands in Betrieb genommen war, begann eine ganz allmähliche Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Eisenindustrie.
22. 9. 1791 wurde in Newington bei London Michael Faraday geboren. Nach einer einfachen Erziehung trat er mit zwölf Jahren als Laufjunge in eine Buchhandlung ein und wurde dann Buchbinder. Sein Drang nach Bildung war von Jugend an stark ausgeprägt. Immer darauf bedacht, sein Wissen zu verbessern und zu vervollkommen, nützte er jede Gelegenheit aus, um sich weiterzubilden. Eines Tages hörte er einen Vortrag von Davy, der ihn so begeisterte, daß er eine Niederschrift dieses Vortrages anfertigte und sie an Davy schickte mit der Bitte, ihm eine Assistentenstelle zu gewähren. Davy erfüllte seinen Wunsch und machte mit Faraday weite Reisen, die dessen Blick stark erweiterten. Bald konnte Faraday wissenschaftliche Untersuchungen selbstständig durchführen. Er wurde Mitglied der Royal Institution und redigierte deren Zeitschrift eine Zeitlang. Seine ersten Entdeckungen galten dem Magnetismus. Dann aber beschäftigte er sich mit chemischen Untersuchungen und entdeckte das Benzol und Butylen. Sein Hauptverdienst waren aber seine Untersuchungen auf dem Gebiete der Elektrizität. Finanzielle Vorteile vermochten nicht, ihn von seinen wissenschaftlichen Idealen abzubringen. Ihn blieb er stets treu.
26. 9. 1824. Geburtstag von Konrad Dietrich Magirus. Er wurde Kaufmann, und als eifriger Turner gehörte er zu den Begründern der Ulmer Feuerwehrgesellschaft. Bei der Feuerwehrgesellschaft fand er Anregungen, durch die er zum Begründer des neuen Feuerlöschwesens wurde, so daß er dieses Gebiet allmählich zu seinem Hauptberuf machte. Er erfand eine Anzahl feuerwehrtechnischer Geräte, unter anderem auch mechanische Leitern, die noch heute Magirus-Leitern heißen, und gründete schließlich in Ulm eine Fabrik zur Herstellung von Löschgeräten. Auch literarisch ist er hervorgetreten mit der Herausgabe eines großen Werkes über das Feuerlöschwesen.
25. 9. 1918 starb zu Gleiwitz in Oberschlesien Karl Jüngst. Er machte die Ausbildung eines Bergwerksbesitzers durch, um sich dann dem Eisenhüttenfach zu widmen. Praktisch war er tätig auf der Königshütte im Harz, in Oldenburg und Österreich. Nach Vollenbung seiner Studien und seiner Ausbildung war er auf Harzer Hütten tätig und wurde später als Hütteninspektor der Königshütte in Gleiwitz überwiesen. Ein Jahr später wurde er Direktor dieser Hütte und hat dieselbe 31 Jahre lang mit steigendem Erfolge geleitet. Mit seiner Tätigkeit als Hüttenleiter verband Jüngst eine fruchtbringende Arbeit als Forscher und Schriftsteller auf dem Gebiete der Eisenhüttenkunde, insbesondere dem des Gießereiwesens. Seine Forschungen sind in zahlreichen Aufsätzen in der Fachliteratur niedergelegt und gipfeln in der im Jahre 1913 herausgegebenen Schrift „Beitrag zur Untersuchung des Gußeisens“.
30. 9. 1763 wurde in München Josef von Baader geboren. In seinen jungen Jahren bereifte er England, um die dortigen Einrichtungen zur Hebung von Industrie und Handel kennenzulernen. Auf einer späteren englischen Reise studierte er insbesondere das Eisenbahnwesen. An Modellen suchte er die Richtigkeit seiner Pläne nachzuweisen. Zunächst verwandte er als Zugkraft für die Eisenbahn noch Pferde und widmete sich später dem System mit ortsfesten Dampfmaschinen. Durch seine angesehene Stelle — er war 1790 Direktor des Bergbau- und Maschinenwesens in Bayern geworden und später zum Oberbergat und Honorarprofessor an der Münchener Universität ernannt worden — wußte er seinen Vorschlägen besondere Bedeutung zu geben. Baader ist auch der Erfinder eines nach ihm benannten Gebläses, das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Eisenhütten vielfach in Anwendung stand. Er hat über seine Eisenbahnpläne und überhaupt über das gesamte Gebiet der Verkehrsförderung zahlreiche grundlegende Schriften veröffentlicht. Den Bau der ersten Eisenbahn in Deutschland und in seinem engeren Vaterlande Bayern hat er wohl noch miterlebt, starb jedoch wenige Wochen vor Eröffnung der Bahn von Nürnberg nach Fürth am 7. Dezember 1835.

Jahade.



Georg Meisenbach.

Zur Wiederkehr seines Todestages am 25. September.

Die Vorgänge beim Buchdruck sind dem Laien und dem Außenstehenden im allgemeinen bekannt. Schwieriger wird das Verständnis, wenn es sich um die Wiedergabe von bildlichen Beigaben zum Buche handelt. Der Laie kann sich im allgemeinen nur recht schwer eine Vorstellung davon machen, wie die Druckplatten für die Wiedergabe von Zeichnungen und Lichtbildern entstehen. Früher wurden die Bücher im allgemeinen durch Holzschnitte illustriert, die dadurch entstanden, daß man in eine Holz-

platte das umgekehrte Bild einstach, daß man also alle diejenigen Stellen, die als Fläche oder Linie erscheinen sollten, stehen ließ und die im Bilde hell hervortretenden Flächen wegstach. Später ging man auch dazu über, Bücher mit Kupferstichen auszustücken, die aber meist auf besonderen Tafeln beigegeben wurden. Beim Kupferstich verfuhr die Technik umgekehrt wie beim Holzschnitt, denn beim Kupferstich wurde das Bild selbst in eine Kupferplatte eingegraben und in die entstehenden Vertiefungen die Drucker-Schwärze eingegeben. Wenn man auf diese so vorbereitete Kupferplatte ein angefeuchtetes Papier legte und einen Druck auf das Papier ausübte, dann heftete sich die in den Vertiefungen der Platte sitzende Drucker-Schwärze an das Papier an und beim Abheben zog das Papier die Drucker-Schwärze aus den Vertiefungen der Platte heraus. Man nannte dieses Verfahren das Tiefdruckverfahren, weil das Bild in die Kupferplatte hineingraviert wurde, zum Unterschied von dem erstgeschilderten Verfahren des Holzschnitts, das man mit dem Namen Hochdruckverfahren belegte. Als drittes Verfahren sei hier der Vollständigkeit halber noch der Flachdruck genannt, der von Senefelder bei der Lithographie zum ersten Male angewandt worden ist. Das Verfahren Senefelders bestand darin, daß das Bild auf einen Stein mit einem fetthaltigen Griffel aufgezeichnet wurde, und daß die gezeichneten Stellen Drucker-Schwärze annahmen, während die übrigen Flächen des Steines mit einer Summiarabikum-Lösung bestrichen wurden, die die Drucker-Schwärze abstieß.

Unter den an erster Stelle genannten Hochdruckverfahren sind neben dem Holzschnitt im Laufe der Zeit noch eine ganze Reihe mechanischer oder photomechanischer Verfahren entwickelt worden, um die mühselige Arbeit des Schneidens, Stechens usw. durch die einfachere Ätzung zu ersetzen. Ums Jahr 1830 war es dem Franzosen Gillot, der auch schon verschiedene Vorläufer hatte, gelungen, Zinkätzungen gewerbsmäßig herzustellen. Gillots Verfahren unterschied sich nur wenig von dem heute noch gebräuchlichen Verfahren der Zinkhochätzung. Es war daher auch nur für Vorlagen anzuwenden, die aus Strichen oder Punkten bestanden. Nachdem Talbot im Jahre 1832 die ersten Versuche einer photomechanischen Übertragung von Halbtonbildern auf Metall gemacht hatte, gelang es endlich Georg Meisenbach auf dem Wege über eine Rasterplatte, das ist eine Glasplatte mit einem gezeichneten feinen Gitter, die er vor die photographische Platte in die Kamera schob, die Halbtöne des Bildes in viele kleine Leile zu zerlegen. Durch das feine Netz drang der Lichtkegel und breitete sich je nach Intensität mehr oder weniger aus. Auf diese Weise entstand ein den Tonwerten der Vorlage entsprechendes, aus größeren und kleineren Flächen zusammengesetztes Bild, das dann die Grundlage für die Ätzung bildete. Daß nach der theoretischen Lösung sich der praktischen Ausführung des Verfahrens noch große Schwierigkeiten in den Weg stellten, war selbstverständlich, aber die großartigen Leistungen auf dem Gebiete der photomechanischen Bildherstellung beweisen doch klar, daß alle diese Schwierigkeiten mit der Zeit überwunden wurden.

Der Urheber dieses Verfahrens, Georg Meisenbach, wurde am 27. Mai 1841 in Nürnberg geboren und wurde Kupferstecher. Schon frühzeitig beschäftigte er sich mit dem Gedanken, Photographien, Ölgemälde und Aquarelle photomechanisch auf Druckplatten zu übertragen. Zunächst waren aber alle seine Bemühungen ergebnislos. Erst im Jahre 1881 gelang es ihm, mit Erfolg eine Druckplatte auf photomechanischem Wege herzustellen, die sich heute noch im Deutschen Museum in München befindet. Meisenbach belegte sein Verfahren mit dem Namen „Autotypie“. Am 9. Mai 1882 meldete er sein grundlegendes Patent an, das am 23. April 1883 unter der Nummer 22 444 erteilt wurde. Der Patentanspruch dieses Patentbes lautet: „Verfahren zur Herstellung von Negativen zur Gewinnung von Hoch- und Tiefdruck-Clisches, welches dadurch bewerkstelligt wird, daß man eine gekreuzte Flächenzerlegung vermittels einer einzigen parallel schraffierten diaphanen Linienurplatte auf dem Wege zweimaliger, verschieden lang dauernder Expositionen desselben

während gleichzeitiger fortdauernder Exposition eines diaphanen Positivs des zu reproduzierenden Bildes erzeugt“. Daß gleichzeitig mit dem Bekanntwerden des Verfahrens — Meisenbach hatte das Verfahren bereits im Frühjahr 1881 ausgearbeitet und schon mehrere hundert Autotypien geliefert, ehe das Patent erteilt wurde — sich die Meider regten, geht daraus hervor, daß von einer Seite behauptet wurde, das Meisenbach-Verfahren sei amerikanischen Ursprungs, und es sei kein Geheimnis dabei. Auch wurde Meisenbach ein Verfahren des Amerikaners Joes entgegengehalten, der im Juni 1881 ein deutsches Patent erhalten hatte, und der aber, wie sich später herausstellte, nach ganz anderen Grundsätzen arbeitete. Es kam hinzu, daß die Fachleute zunächst bei der Herstellung der Druckplatten Arbeitsfehler machten, die hauptsächlich auf eine Differenz zwischen den beiden Belichtungszeiten zurückzuführen waren.

Meisenbach verband sich später mit seinem Freund, dem Ritter von Schmadel, der eine Liniermaschine konstruierte zum Ziehen der Glasrafter. Vom Jahre 1889 an wurden Kreuzrafter verwendet, die eine bedeutende Vereinfachung des Arbeitsverfahrens erlaubten.

Zur geschäftlichen Ausnützung seiner Erfindung gründete Meisenbach im Jahre 1883 mit von Schmadel die Firma „Autotypie-Verlag“ in München. Später verband er sich mit dem Berliner Unternehmen Heinrich Riffarth zu der Firma Meisenbach, Riffarth & Co., die bald sehr großen Ruf erlangte. Leider mußte sich Meisenbach schon 1891 infolge eines Herzleidens vom Geschäft zurückziehen, aber sein Sozium und sein Sohn August arbeiteten in seinem Sinne weiter.

Es war ihm aber noch vergönnt, bis zu seinem Tode, am 25. September 1912, von seinem Wohnsitz bei München aus den Siegeslauf seines Verfahrens zu verfolgen. Meisenbachs Erfindung gehört sicherlich zu den größten des Druckgewerbes. Sein Name wird ebenso wie derjenige Gutenbergs, Senefelders, Daguerres und anderer auf immerdar einen nennenswerten Platz in der Geschichte der Drucktechnik behalten.

Persönlich war Meisenbach ein stiller Mensch, der nach der Unrast, die die Erfinderlaufbahn mit sich brachte, den stillen Frieden suchte. Er fand den Frieden in der Freude an der Schönheit der Natur. Sein Hang zur Jagd führte ihn bis nach Spitzbergen, wo er Elche jagte und von wo er herrliche Trophäen mit nach Hause brachte. Auch als Kunstsammler betätigte sich Meisenbach, wie die prachtvolle Gemäldesammlung bewies, die er sich nach und nach zugelegt hatte und die einen Begriff vermittelte von dem hohen und eindringlichen Kunstverständnis ihres Urhebers. Meisenbachs Genialität verdankt die heutige Reproduktionstechnik alles, denn vor seiner Erfindung hätte man sich kaum träumen lassen, daß mit so großer Schnelligkeit und Genauigkeit Photographien und bildliche Vorlagen durch den Druck in alle Welt verbreitet werden könnten, wie dies heute der Fall ist; denn fast alle Reproduktionsverfahren, die in wissenschaftlichen und Unterhaltungszeitschriften, in Magazinen und dergleichen heute in Anwendung stehen, fußen mehr oder weniger auf der Erfindung von Georg Meisenbach.

Jahade.



Die erste von Georg Meisenbach im Jahre 1881 hergestellte Autotypie.

(Die Firma Meisenbach, Riffarth & Co., A.-G., Berlin-Schöneberg, stellte liebenswürdigerweise die Unterlagen für diese Biographie zur Verfügung.)

Fortschritte der Technik

Durch den Bau der Großglocknerstraße eröffnet sich die Aussicht, eins der Goldvorkommen der Alpen auszubeuten, das bisher wegen seiner großen Höhe bzw. der großen Transportschwierigkeiten nicht abgebaut werden konnte. Das Vorkommen befindet sich unweit des stillgelegten, aus früherer Zeit berühmten Gasteiner Goldbergbaus. Die Erze sollen nicht weniger als 250 Gramm Gold je Tonne enthalten, was erheblich mehr wäre, als die südafrikanischen Vorkommen im Durchschnitt aufweisen. Auch von den Goldvorkommen des Siegerlandes war in der letzten Zeit mehrfach die Rede. Dabei handelt es sich aber um Mißverständnisse und Übertreibungen. Was man abzubauen gedenkt, ist ein Kobalterz, das unter anderem auch geringe Mengen von Silber und Gold enthält. Wenn bei der gegenwärtigen außerordentlich schwachen Lage der Metallmärkte derartige Projekte aussichtsreich erscheinen, so möchte man annehmen, daß unter veränderten Verhältnissen an verschiedenen Stellen ein Wiederaufleben des europäischen Erzbergbaus möglich wird. Allerdings wird es sich immer nur um kleine Vorkommen handeln. Für die gegenwärtige Lage aber ist es kennzeichnend, daß der Mansfelder Kupferschieferbergbau bei den gegenwärtigen Kupferpreisen im Monat nicht weniger als 600 000 Mark zusetzen muß, um die Differenz zu seinen Gesteinskosten auszugleichen. In Westdeutschland hat der oldenburgische Staat vor wenigen Wochen ein Erzbergwerk für eine Reichsmark erschleigert!

In allen Zweigen der Metallverarbeitung hat sich in den letzten Jahren die Schweißung an Stelle der Nietung eingebürgert. Ein neues Verfahren, die sogenannte Doppelpunktschweißung, erschließt nun neue Wege, bei denen man bisher die Schweißung nicht anwenden konnte. Bisher mußte man bei der Punktschweißung das zu bearbeitende Werkstück so zwischen die beiden Elektroden bringen, wie man etwa die Stoffe auf der Nähmaschine näht. Bei dem neuen Verfahren werden die Elektroden nun nicht mehr von unten und oben angelegt, man verwendet vielmehr zwei nebeneinanderliegende Elektroden, die direkt aufgesetzt werden können. Damit kann man nunmehr die Schweißung auch dort anwenden, wo das bisher die konstruktive Gestaltung der Werkstücke nicht zuließ. Die Vorgänge, die sich bei dem Doppelpunktverfahren abspielen, sind folgende: Beim Aufsetzen der Elektroden entsteht zunächst Kurzschluß durch das Blech selbst, das aufgeschweißt werden soll. Dadurch tritt Erwärmung ein und es erhöht sich infolgedessen der elektrische Widerstand. Deshalb geht der Strom dann auch durch die Unterlage, die nun ebenfalls erhitzt wird, so daß schließlich das Schweißen erfolgt. Noch einen weiteren Vorteil bringt das neue Verfahren mit sich. Konnte man früher nur saubere Metallteile verschweißen, so kann man jetzt sogar bei mit Mennige angestrichenen Teilen gute Schweißergebnisse erzielen. Die Mennige wird in unmittelbarer Nähe des Schweißpunktes weggebrannt, die übrigen Flächen bleiben aber durch den Menniganstrich geschützt.

Ebenso wie man an der Erhaltung der Metalle arbeitet, bemüht man sich um die Konservierung des Holzes. Einen neuen Weg haben jetzt

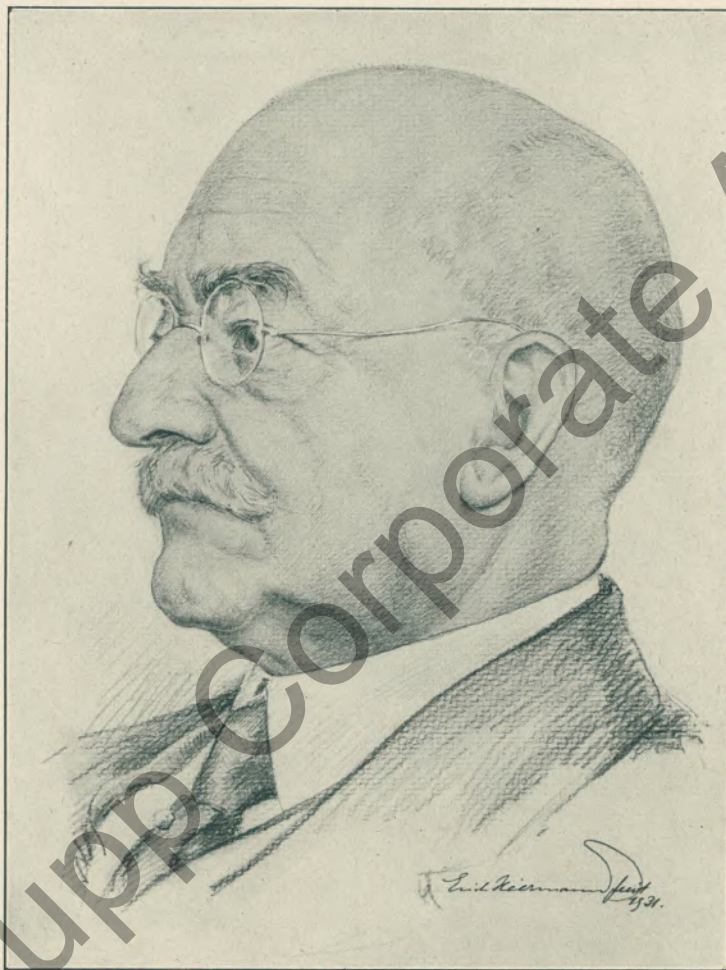
die Engländer beschritten. Nach den üblichen Methoden der Imprägnierung wird das Holz mit einem zunächst flüssigen Kunstharz getränkt, das sodann durch Erhitzen in eine feste, unlösliche Form übergeführt wird.

Der Erhaltung der einmal geschaffenen Werte dient auch ein neues Feuerlöschverfahren. Es ist bekannt, daß bei der Löschung von Bränden der Wasserschaden fast ebenso groß ist wie der eigentliche Feuerschaden. Bei Waren, die besonders leicht durch Wasser verdorben werden, will man künftig zum Löschen von Bränden ein trockenes Pulver verwenden, das als wesentlichen Bestandteil verflüchtigte Kohlenensäure enthält.

In den beiden letzten Jahren haben deutsche Wissenschaftler am Monte Generoso versucht, die hohen Spannungen des Blüzes zu meistern. In weiteren Reisen sind diese Versuche oft im Zusammenhang mit der Atomzertrümmerung genannt worden. Zur Zeit denkt man über die Möglichkeiten der Atomzertrümmerung nicht sehr optimistisch. Für die Wissenschaft haben die seinerzeitigen Arbeiten ihren großen Wert gehabt. Die Physiker bauen ihre damaligen Erfahrungen weiter aus und beabsichtigen jetzt, danach eine Röntgenröhre zu konstruieren, die eine Spannung von 18 Millionen Volt aushalten soll. Wenn sich die gehegten Erwartungen erfüllen, wird man mit der geplanten Röntgenröhre Gammastrahlen erzeugen können, die hundert Kilogramm Radium entsprechen. Das ist tausendmal soviel, als für medizinische und industrielle Zwecke an Radium zur Zeit zur Verfügung steht. Mit ganz ähnlichen Versuchen beschäftigt man sich auch in Amerika.

Auf der Großfunkausstellung in Berlin erregten Kombinationen von Klavier mit elektrischem Tonverstärker besonderes Interesse. Einer unserer bedeutendsten Physiker, Professor Nernst, ist auch unter die Konstrukteure solcher neuartigen Musikinstrumente gegangen. Bei dem von ihm zusammen mit Siemens und Beckstein entwickelten Flügel werden die Töne nicht mehr durch den Resonanzboden, sondern durch elektrische Wellen erzeugt und verstärkt. Durch einen besonders konstruierten Hammer wird die Saite angeschlagen und direkt von einem

Mikrophon aufgenommen, die dadurch erzeugten elektrischen Schwingungen werden durch eine Verstärkeranlage in einen Lautsprecher geleitet. Das Wesentliche ist nun, daß man das linke Pedal mit der Verstärkeranlage verbunden hat, so daß die Lautstärke mit dem Fuß reguliert werden kann. Man kann also den angeschlagenen Ton an- und abschwächen lassen. Es war bisher einer der meistempfundene Nachteile des Klaviers, daß der einmal angeschlagene Ton nicht mehr modulationsfähig ist. Nunmehr kann man ähnlich wie bei einer Geige einen Akkord pianissimo beginnen und ihn dann beliebig verstärken. Da der Resonanzboden des Flügels wegfällt, kann man das neue Musikinstrument in bedeutend kleineren Abmessungen bauen. Bei dem Nernstschen Flügel fallen auch die Obertöne weg, die bei allen Saiteninstrumenten sonst mitentstehen. Ob dies ein Vorteil oder Nachteil ist, muß sich erst noch zeigen.



Ein Pionier der angewandten Wissenschaften.

Geheimrat Carl Duisberg wird am 29. September 70 Jahre alt. Die Anerkennung seiner Verdienste um die Entwicklung der deutschen chemischen Industrie kommt am klarsten in der neunmaligen Verleihung der Doktorwürde zum Ausdruck. Er ist: Dr. phil., Dr.-Ing. e. h., Dr. med. h. e., Dr. d. Staatsw. e. h., Dr. d. Naturw. e. h., Dr. d. Rechte e. h., Dr. d. Landw. e. h., Dr. phil. nat. h. e., D. Theol. e. h.

Kultor.

IX/46

Denksport

Spruchworträtsel.

(Neue Rätselart.)

I				II				III			
1		2	3	4		5				6	
7		8		9				10	11	12	13
14			15		16			17	18		19
20		21	22	23				24			25
26			27	28				29			30
31		32	33		34			35	36		37
38	39	40		41	42	43	44				45
46	47	48		49	50			51	52		53
54			55	56		57		58			59
60			61			62		63			64

a) Waagerecht: 1—3 Sohn Adams, 2—4 Hoherpriester, 3—5 Bündnis, Fremdwort, 5—6 Raubvogel, 7—8 Gewässer, 8—9 Schwur, 9—10 unehelicher Mensch, 10—12 Trinkraum, 11—13 Papageienart, 14—15 Blutsauger, 15—16 Anteilchein, 16—18 Rochsalzlösung, 17—19 Teil des Rumpfes, 20—22 Mißgunst, 21—23 weiblicher Vorname, 22—24 kalendermäßige Zeitangabe, 24—25 Seekriegswaffe, 26—28 Fluß in Italien, 27—29 Gebäudevorsprung, 29—30 Berg in der Schweiz, 31—33 Haustier, 32—34 deutscher Strom, 34—36 Mittelmeerinsel, 35—37 männliche Singstimme, 38—40 griechischer Buchstabe, 39—41 algenartiges Meeressgewächs, 41—43 Wacholderbranntwein, 42—44 rechter Nebenfluß der Donau, 44—45 Fluß in Rußland, 46—48 europäischer Inselbewohner, 47—49 Ansprache, 48—50 Paradies, 50—52 Teil des Kopfes, 51—53 Pelzart, 54—56 Bündschaur, 55—57 Kohlenprodukt, 57—58 Fluß, spanisch, 58—59 deutsches Bad, 60—61 rechter Nebenfluß der Donau in Oberösterreich, 61—62 Verwandter, 62—63 Strom in Afrika, 63—64 Schiffsseite.

b) Senkrecht: 1—14 Angehöriger eines nordischen Göttergeschlechts, 14—31 Wasservogel, 26—38 Getränk, 38—60 Haß, 6—25 schwarzer Vogel, 25—37 Erfrischung, 37—64 Heilmittel.

c) Spruchtext: Die Buchstaben in den senkrechten Feldezeilen I, II und III ergeben, hintereinander von oben nach unten gelesen, ein Zitat.

Rätsel.

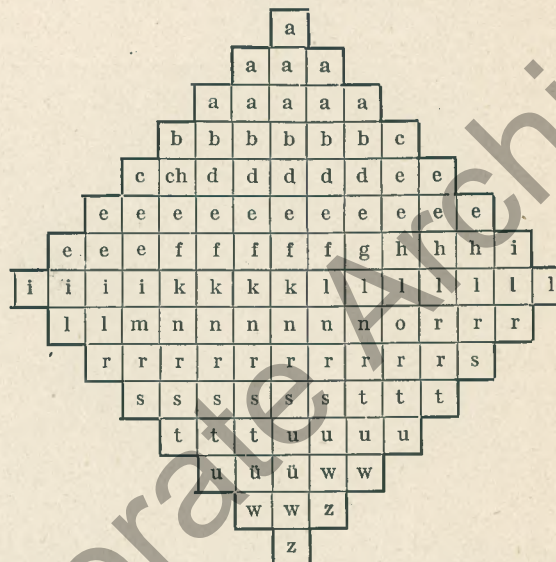
(Homonyme.)

1. Wenn etwas darin ist, so ist es richtig.
Ein einzelnes davon ist nicht gewichtig;
Doch seine Frau war etwas unvorsichtig.
Zwar Nebenfluß nur, doch nicht nichtig.
Der Klempner braucht es täglich tüchtig.

*

2. Bald hängt ein Amt sie an die Wand,
Bald ist sie in der Kinderhand.
Wohl dem, der reich besetzt sie fand.
Ein Berg ist auch nach ihr benannt.

Diamanträtsel.



Nach Umstellung der Buchstaben bedeuten die waagerechten Reihen von oben nach unten: 1. Mitlaut, 2. Rumänische Münze, 3. Minnesänger, 4. Bekannter Dichter, 5. Schädliches Insekt, 6. Fremdwort für Gleichgültigkeit, 7. Strafwürdiges Verbrechen, 8. und die mittlere Senkrechte gleichlautend ergeben einen Wunsch der Schriftleitung, 9. Sportart, 10. Dampf- oder Gaserzeuger (Mehrzahl), 11. Stadt in der Nähe Magdeburgs, 12. Erzeugnis der Feinmechanik, 13. Bekannter Generalmusikdirektor, 14. Inselbewohner, 15. Mitlaut. (h in 7. = ein Buchstabe.)

Lösungen aus dem Augustheft.

Karrierätsel.

1. Winter. 2. Eigentum. 3. Ende. 4. China. 5. Messing. 6. Stunde. 7. Red. 8. Dame. 9. Hedin. 10. Eiche. 11. Bismar. 12. Messe. 13. Marses. 14. Henna. 15. Lenin. 16. Lech.

Was die Menschen Schicksal nennen, sind meistens nur ihre eignen dummen Streiche.

Visitenkartenrätsel.

Meistersinger.

Gerichtsszene.

Meineid, mein Eid.

Röfelfprung.

Ein lieber Weg wird einem nicht lang,
Gern geht man gewohnte Straßen.
Das Leben ist ein solcher Gang,
Man lebt es gewohntermaßen.

Fr. Rückert.

Gegensätze.

Leerosen — Leerosen.

Die Bolamischer Trommel

enthaltend die bymellen im veranagenen Mound

einochmanenen Gooltrümel

Autoprüfung in einer bayerischen Kleinstadt. Der Herr Sachverständige prüft streng und gewissenhaft die Frau Kommerzienrat Mayer, welche gerade alle Nöte eines Fahrkurses überstanden hat. Er will die einzelnen Teile der Lenkung und der Vorderräder wissen. Da gibt es nun so ein Dings, das heißt Achsschenkelbolzen. Gerade das will er wissen. Gerade das weiß die Frau Kommerzienrat nicht. Zaghaft stammelt sie nur immer: „Ach... Ach... Ach...“ Der Fahrlehrer will seiner Renommierschülerin nachhelfen und ihr den Schenkel plastisch zuflüstern. Zwinkert also vertraulich der Frau Kommerzienrat zu und klopft sich, nicht zu laut natürlich, auf seinen Schenkel, und zwar da, wo er im allgemeinen schon nicht mehr so ganz Schenkel heißt. Nach einigem Klopfen erfaßt die schon ganz verzweifelte Frau Kommerzienrat den gebotenen Rettungsanker. Strahlend kommt die Antwort: „Achsackenbolzen.“ (Münchener Illustrierte Presse.)

Zauber der Illusionen. „Willy, warum öfist du deine Schreibmaschine nicht einmal?“ „Kommt gar nicht in Frage. Wenn sie so knattert und rasselt, denke ich immer, daß ich bei meinem Freund auf dem Sozius sitze.“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Wiedersehen. „So hast du also Erika nach zehn Jahren wiedergetroffen? Hat sie denn ihre mädchenhafte Figur behalten?“ „Behalten? Mehr noch — sie hat sie verdoppelt!“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

„Wachtmeister, wieso behaupten Sie, daß der Angeklagte nicht nüchtern war?“ „Er klingelte an der Haustür, Herr Richter. Dann steckte er einen Groschen in den Briefkasten. Dann hielt er eine leere Milchflasche ans Ohr, sagte: „Meldet sich keiner!“ und setzte sich auf die Schwelle, wo er einschlief.“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

Hinrichsen lag im Sterben — aber eines ließ ihn nicht zur ewigen Ruhe kommen: die Sorge um seinen Sparstrumpf. „Ich heff twinnich Goldstücke“, vertraute er seinem frommen Nachbarn an, „doa heff ich

min Lebtag an gespart . . . Düsse twinnich Goldstücke schall ich so gern mitnehm . . .“

Der Nachbar runzelte die Stirn und sagte mild verweisend: „Aber warum denn, Hinrichsen? Das is doch zwecklos — sie schmelzen da ja doch sofort . . .“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

„Schnell, Maria, schnell! Eben ist mir ein Blumentopf runtergefallen. Ich weiß nicht, aber ich glaube, er ist einem Herrn auf den Kopf gefallen. Schließen Sie geschwind die Korridortür zu, und schreiben Sie einen Zettel: „Verreißt!““ (Das Illustrierte Blatt.)

Aus dem Aufsatze einer höheren Tochter: „Grüßsaftige Almen umrahmten lieblich einen tiefblauen See, an dessen Ufern wohlgenährte Kühe von schmucken Sennerinnen gemolken wurden. Im Wasser sah alles umgekehrt aus.“ (Das Illustrierte Blatt.)

Blendingers sitzen da, wie man so dasißt, wenn einem sonst nichts übrigbleibt. Er hat ein amtlich aussehendes Schriftstück in der Hand. Schweigt. Schweigt bitter. Und sie: „Was stierst du denn so grimmig in das Papier?“ „Du hast mir mehr, ich hab mir mehr, das einzige, was geblieben ist, ist der Gütertrennungsvertrag!“ (Münchener Illustrierte Presse.)

„Warum nennt man unsere Sprache die „Muttersprache“?“ „Weil der Vater doch nie zum Sprechen kommt.“ (Münchener Illustrierte Presse.)

Der Mann, der das Licht macht.
Zeichnung von Otto Nückel.

„Bati, schlafen Fische auch?“ „Natürlich, du dummer Bengel? Wozu wäre denn sonst das Flußbett da?“ (Münchener Illustrierte Presse.)

„Unsere Freundin Paula schwärmt schrecklich für ihren Mann! Sie sagt, er sei das Licht ihres Lebens!“ „Natürlich, er darf nicht ausgehen!“ (Die Woche.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 7 RM., Einzelheft 70 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 5 RM., Einzelheft 45 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.